

Paul de Kock's  
humoristische Romane,

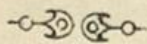
deutsch bearbeitet

von

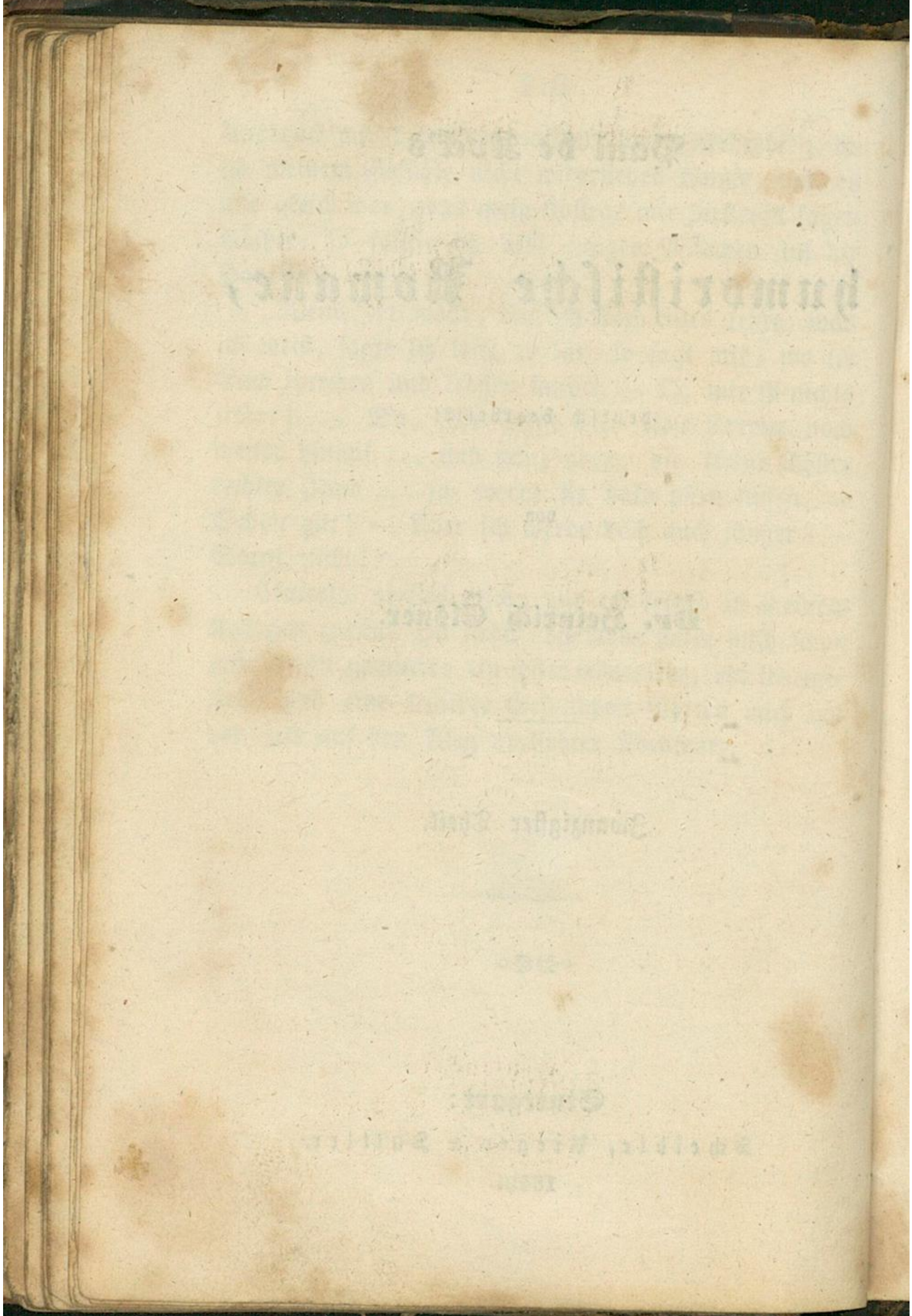
Dr. Heinrich Elsner.

---

Zwanzigster Theil.



Stuttgart:  
Scheible, Nieger & Sattler.  
1843.



Faint, illegible ghosting of text at the top of the page.

Faint, illegible ghosting of text in the upper middle section.

Faint, illegible ghosting of text in the middle section.

Faint, illegible ghosting of text in the lower middle section.

Faint, illegible ghosting of text in the lower section.

Faint, illegible ghosting of text near the bottom.

Faint, illegible ghosting of text at the very bottom.

Faint, illegible ghosting of text at the bottom edge.

# Bruder Jakob.

Von

Paul de Kock.

---

Deutsch bearbeitet

von

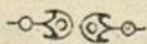
Dr. Heinrich Elsner.

Derweil ein Einz'ger lebt von seinem Spielgewinn,  
Sieht tausend Spieler man vor Hunger sterben hin.

Der Spieler von Regnard.

---

Zweiter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1843.

Stüber Jakob.

von

Paul von Stein

Leinwand

von

Leinwand

Leinwand

Leinwand

Leinwand

Leinwand

1822

## Erstes Kapitel.

Jakob bringt Clairette in magnetischen Schlaf und thut Wunder.

Als ich wieder zu meinem Reisegesellschafter kam, erwartete ich einige ernste Berweise über mein Benehmen gegen das kleine Dienstmädchen, und ich hatte mir bereits vorgenommen, meinem Budligen zu erwidern, daß ich nur unter der Bedingung, frei nach meinem Belieben handeln zu dürfen, ferner bei ihm bleiben würde; aber ich wurde sehr überrascht, als ich ihn lachen und höchst vergnügt auf mich zukommen sah.

„Es scheint, Freundchen, sagte er mit schalkhafter Miene, Ihr wollt schon für eigene Rechnung arbeiten. Der Tausend! das heißt etwas jung anfangen. Ich will Euch indessen nicht hindern; außerdem bin ich ja weder Euer Vater noch Euer Vormund, und Ihr hörtet doch nicht auf mich, wenn ich Euch auch Weisheit predigte. Erlaubt mir nur, Euch meinen, von der Klugheit und unserem gemeinschaftlichen Interesse gebotenen Rath zu ertheilen. — Ich höre. — Ich habe Takt und sehe, daß das junge Mädchen Euch gefällt, das so eben da war. — Wahrlich! es gehörte eben kein besonderer Takt dazu, dies zu errathen. —

Es kommt aber wesentlich darauf an, zu wissen, ob sie an Euch Gefallen findet. — Warum sollte ich ihr nicht gefallen? — Ihr seid zu jung. — Sie glaubt, ich sei dreißig Jahre alt. — Das ist wahr, an das habe ich nicht gedacht. So müssen wir uns Mühe geben, sie in unser Interesse zu ziehen. Ihr werdet einsehen, mein lieber Jakob, daß ich meine Mitbelfer haben muß, wenn ich in einer Stadt großen Erfolg haben will. — Wie? das ist nothwendig? dann seid Ihr eben auch nicht besonders geschickt, wie ich merke! — Mein kleiner Jakob, Ihr fangt mit Euren Reisen und lustigen Streichen erst an und kennt die Welt nicht; wenn Ihr sie schon, wie ich, studirt hättet, würdet Ihr wissen, daß die schlauesten Menschen, um ihren Zweck zu erreichen, oft der Hülfe Anderer bedürfen, und das eben nenne ich Helfershelfer. Die Kaufleute verstehen sich, um ihre Waaren theuer zu verkaufen; der Intendant versteht sich mit den Lieferanten über die Bezahlung ihrer Rechnungen; die Höflinge verstehen sich darin, ihrem Fürsten den Speichel zu lecken und die Wahrheit zu verhehlen; ein junger Strolch versteht sich mit einer Ballettänzerin, einen reichen Generalpächter zu pressen; der Arzt versteht sich mit dem Apotheker, der Schneider mit dem Tuchhändler, die Rättherin mit der Kammerjungfer, der Schriftsteller mit den Klatschern, und diese verstehen sich unter sich wieder darin, die Billets zu verwerthen, die sie zum Applaudiren erhielten; die Bucherer verstehen sich, die Kurse steigen und fallen zu lassen, die Rabalisten, einen Schriftsteller zu Grunde zu richten,

der nicht zu ihrer Zunft gehört, die Musiker, die Composition eines Kameraden zu verderben, die Schauspieler, die Aufführung eines Stückes zu verhindern, worin sie keine willkommenen Rollen erhalten haben, und die Frauen verstehen sich gut mit den Freunden ihrer Männer. Alles das, Freundchen, sind Helfershelfer. Und darf es nun uns befremden, wenn auch ein Taschenspieler Gehülfen nöthig hat! ... desto schlimmer für die Narren, die sich anführen lassen, oder vielmehr desto besser, denn wenn sie nicht getäuscht würden, hätten sie kein Vergnügen ... Ich nun muß nothwendig die Leute vorher kennen, die mich consultiren; Ihr kennt wohl denken, daß ich nicht mehr zaubern kann, als Andere. Damit Ihr im magnetischen Schlafe die Uebel, die man empfindet oder empfunden hat, errathet, muß ich Euch zuvor darüber belehren. Das Alles hindert uns nicht zu heilen, wenn's Gott beliebt; aber man muß der Menge imponiren, und den Menschen gefällt nun einmal das Wunderbare, und wird ihnen immer gefallen. Das kleine Dienstmädchen scheint mir nun sehr leichtfertiger und listiger Natur zu sein, wir müssen sie also zu unserer Gehülfin machen; Ihr beredet sie durch Liebe, ich durch Geld; wir müßten sehr unglücklich oder ungeschickt sein, wenn wir sie damit nicht gewinnen könnten."

Ich war entzückt über den Vorschlag meines Herrn und Meisters, denn Clairette war mein einziger Gedanke, mein einziger Wunsch. Obschon der kleine Bucklige nicht aufhörte, mir Klugheit anzuempfehlen

und mich zu bewegen, nichts ohne seinen Rath zu thun; so sagte ich ihm doch nichts von meinem Rendezvous mit dem jungen Mädchen; er hätte das zu vorlaut, zu voreilig finden können, und um keinen Preis der Welt hätte ich mein erstes Rendezvous ver säumen mögen.

Meister Gravyraicus machte mich sodann mit dem Resultat seines Spaziergangs in der Stadt bekannt; er wußte schon alle Anekdoten, Intriguen und neuesten Begebenheiten, die Ernennungen, die noch geschehen sollten; die Personen, die besonders geehrt wurden, alle Heirathen, die geschlossen werden sollten, kurz, Alles, was im Orte interessirte. Das Gute hat eine kleine Stadt, daß man in kurzer Zeit mit allen Neuigkeiten bekannt werden kann; man darf nur Bäcker, Barbier und Obsthändlerin besuchen.

Mein Begleiter hatte ein ungewöhnliches Gedächtniß, es ersetzte ihm die Kenntnisse, wie es so vielen Menschen den Verstand ersetzt.

Man besorgte unser Abendessen. Der Wirth kam selbst, den Tisch zu decken und erwartete unsere Befehle; endlich erschien auch Clairette; sie war verlegener als bei ihrem ersten Besuche; sie hielt die Augen niedergeschlagen und gab auf meine feurigen Blicke und das sarkastische Lächeln des kleinen Buckligen nicht Acht. Ich saß wie auf Kohlen; ich fürchtete schon, daß sie ihren Entschluß geändert habe; ich war Neuling in verliebten Intriguen und wußte noch nicht, wie listig ein weibliches Wesen ihre Gedanken und Wünsche zu verbergen wisse.

Sie ging wieder hinaus und ich that, was ich konnte, um die Mahlzeit zu beeilen, aber mein Kamerad, der nicht verliebt war, ergab sich mit Wohlbehagen den Tafelfreuden; er schmunzelte bei jedem Gericht und spottete über meinen geringen Appetit; indessen dachte er entfernt nicht daran, den Grund meiner unruhigen Hast zu argwöhnen.

Das Abendessen war endlich verzehrt, und wir entfernten uns in das Schlafzimmer, wo unsere Betten dicht neben einander standen. Ich machte mich schnell in mein Bett hinein, und legte meine Beinkleider auf meine Füße, um sie leicht wieder finden zu können. Endlich entschloß sich auch mein kleiner Reisegefährte, sich zu Bett zu legen, nachdem er mindestens ein Duzend Mal im Zimmer auf und abgegangen war, und bei seinen Schachteln und Flaschen gekramt und mich dadurch fast in Verzweiflung gebracht hatte; ich erwartete sein Niederlegen wie das Zeichen meines Glücks, denn ich wußte, daß er, wenn er kaum lag, schon wie eine Katze schlief.

Endlich ist der lang ersehnte Augenblick gekommen, mein College liegt im Bett, ich überzeuge mich, daß er schnarcht, stehe auf, ziehe meine Hosen an und laufe, ohne mir Zeit zum Schuhanziehen zu nehmen, zur Thüre, öffne sie leise und befinde mich auf der Treppe. Ich ging auf den Zehen und hielt den Athem an, so sehr fürchtete ich, die Leute im Gasthose aufzuwecken. Endlich befinde ich mich oben, an dem bezeichneten Orte, ich höre leise husten, und mein Herz sagt mir, dies sei Clairette. In der That bemerke

ich eine geöffnete Thüre, und beim Schein einer Nachtlampe erblicke ich endlich meine niedliche Brünette.

Das junge Mädchen hatte nur ein leichtes Röckchen und ein Nachtleibchen an, weil sie wahrscheinlich vermuthete, daß eine weitere Toilette in den Mystereien des Somnambulismus überflüssig sei; sie erschien mir aber bei ihren ausdrucksvollen Blicken nur um so reizender.

„Ich habe Sie erwartet, sagte sie, als ich eintrat, lassen Sie uns nun den Unterricht fortsetzen, den Ihr College so ungeschickt unterbrochen hatte... Ich bin neugierig auf Ihre Manier, mich jünger zu machen.“

Ich erwiderte: „Ihr habt nicht nöthig, jünger zu werden, die Hauptsache ist, daß Ihr bleibt, wie Ihr seid. — Ja, ja, das meinte ich eben... aber nun hurtig... seht! ich werde mich hinsetzen und die Augen zuschließen, wie heute Abend.“

Und ohne meine Antwort abzuwarten, setzte sich Clairette am Fußende aufs Bett, wahrscheinlich weil nur ein einziger Stuhl sich im Zimmer befand; ich hütete mich sehr, meine Schülerin daran zu hindern und saß rasch neben ihr. Ich drückte feurige Küsse auf ihre netten Händchen, auf ihre Rosenlippen, und Clairette begnügte sich damit, bei geschlossenen Augen zu sagen: Wie? so ist es, also das macht jung?“

Ich hatte diese meine Experimente mehrmals wiederholt, und meine Schülerin war eben im Begriff in den magnetischen Schlaf zu verfallen, als wir plötzlich durch einen gewaltigen Lärmen daraus erweckt

wurden. Der Lärmen schien aus dem Zimmer unter uns zu kommen; wir hörten mehre Stimmen und unter andern auch die des Wirths, der Clairette rief und Licht begehrte.

Was nun beginnen? wohin mich verbergen, wenn der Wirth vielleicht heraufkäme? In Clairettens Kammer war dazu nichts vorhanden. Das junge Mädchen stößt mich hinaus und bittet mich, sie vor der Wuth ihres Herrn zu bewahren, der keinen Spaß verstehe. Während sie ihr Licht auslöscht und thut, als ob sie von Neuem Feuer schlüge, gehe ich hinunter, ohne zu wissen, wie ich mich weiter benehmen werde. Kaum bin ich auf der zweiten Etage, so faßt mich Jemand beim Arm und sagt mir ins Ohr: „Spiele den Nachtwandler; ich habe die Kolik gehabt und in der Noth eine Terrine mit Gelée ergriffen. Fürchte nichts, ich helfe Dir aus der Verlegenheit.“

Ich erkannte die Stimme meines Reisegefährten und bekam wiederum Muth. Der Gastwirth, ungeduldig, weil er kein Licht bekam, stieg jetzt nach Clairettens Zimmer hinauf, die noch ohne Zunder Feuer schlug. Endlich kommt er mit zwei brennenden Lichtern wieder herunter und bemerkt mich, als er eben in sein Zimmer gehen will, wie ich in Hemd und Hosen ernstes Schrittes auf der Hausflur auf und abgehe.

„Was soll das heißen? frug er, mich voll Schrecken und Staunen angloßend... Was machen Sie da, mein Herr!... was suchen Sie hier, nackt, mitten in der Nacht? Waren Sie es, der in mein Zimmer

kam, und mich ungebührlich aus dem Schlafe weckte? Antworten Sie doch!"

Ich hütete mich wohl, zu antworten und setzte meinen Spaziergang langsam fort; der Wirth folgte mir mit seinen beiden Lichtern, und Peter und Hieronymus, die beiden Kellner im Hause, die der Lärm herbeigeführt hatte, harrten mit Neugierde auf den Ausgang dieses Auftritts. Endlich läßt sich im Zimmer des Gastwirths ein leises Gestöhn hören. „Ha! es ist Jemand in meinem Zimmer, ruft der Wirth erbleichend, folgt mir, ihr Leute, nur vorwärts, voran!"

Er stößt Peter und Hieronymus vor sich her, man tritt in das Zimmer, worin sich mein kleiner Buckliger befindet und läßt mich auf dem Corridor. Bald höre ich Ausbrüche des Zorns unseres Wirths gegen Meister Gravyraicus; ich denke, es ist Zeit, den Frieden herzustellen und schreite mit Pathos ins Zimmer.

Bei meinem Anblick hört der Lärmen auf. „Still! Achtung! sagt mein Begleiter halbleise, da ist Tatouos, nachtwandelnd; ich werde ihn mit mir in Rapport setzen und ihr sollt sehen, er wird mir Alles erzählen, was ich diese Nacht gethan habe.“

Sogleich nähert sich mir der kleine Bucklige, fährt mir mit den Händen übers Gesicht, legt mir den Zeigefinger auf die Nasenspitze, um nach seiner Angabe die magnetische Communication zwischen uns herzustellen, und fängt an zu fragen: „Was habe ich diese Nacht empfunden? — Kolik! — Was weiter? — Seitenstiche!"

„Seh, was sagte ich euch so eben? rief mein

College, indem er sich an die erstaunten Zuhörer wendete, aber fahren wir so fort, das ist noch gar nichts, ich wette, wir erfahren weit mehr... Woher kam mein Uebel? — Von einer Unverdaulichkeit! — Und diese Unverdaulichkeit? — Von allzu vielem Essen!“

„Erstaunlich! merkwürdig! rief der Gastwirth, sich dicht an seine beiden Leute drückend. — Still! sagt mein College, daß wir den Zauber nicht lösen... Was that ich darauf? — Ihr standet auf! — Weßhalb? — Um nach einem gewissen Ort zu gehen! — Hatte ich ein Licht? — Nein! — Und wie ging ich? — Auf den Zehen, die Hände vorhaltend!“

„Sie sahen, ich ging, die Hände vorhaltend, weil ich kein Licht hatte; er weiß die größte Kleinigkeit. Aber weiter... Wohin ging ich? — Auf die Hausflur, Ihr hattet aber nicht mehr daran gedacht, daß man Euch das Kabinet links bezeichnet hatte, Ihr öffnetet die Thüre rechts und tratet in dies Zimmer! — So war es, aber was nun? — Ihr fandet eine Terrine, und... — Richtig, nun weiter? — Der Lärm weckte den Wirth, er schrie, lief hinaus, um Licht zu holen, und während der Zeit verbarget Ihr die Terrine unter diesem Bette!“

„Das ist Alles wahr... Untersucht nun Alles selbst und überzeugt euch, ob er sich auch nur in einem Punkte geirrt hat.“

Die Kellner fanden die Terrine und der Wirth stand wie verblüfft da. Sein verdorbenes Gelée, das auf die ganze Woche berechnet war, machte ihn jedoch

übel gelaunt. Mein College, der dies bemerkte, näherte sich mir und frug weiter: „Was ist meine Absicht, nachdem ich meinen Mißgriff eingesehen habe? — Dem Gastwirth zwölf Franken Entschädigung zu zahlen! — Ja, so ist es!...: zwölf Franken! sagte ich's Euch nicht so eben, um Euren Zorn zu besänftigen? — Nein, mein Herr, davon haben Sie mir kein Wort gesagt! — So hatte ich es auf der Zunge. Nun, ich denke, jetzt seid Ihr zufrieden, ich kann jetzt den jungen Mann aufwecken.“

Er kam auf mich zu und drückte mir die Fingerspitzen. Ich schüttelte den Kopf, rieb die Augen wie Jemand, der aus dem Schlafe erwacht, und frug unbefangen, wie ich hieher komme.

Mein College sah seine Umgebung an; Alle waren so überrascht von dem, was sie gesehen und gehört hatten, daß sie mich für ein übernatürliches Wesen hielten.

„Laßt uns jetzt wieder ins Bett gehen, sagte der kleine Bucklige, indem er ein Licht machte... Schlafen Sie wohl, Herr Gastrath; ich verspreche Ihnen, Sie sollen noch mehr Wunder sehen, wenn Sie uns ungestört unsere Experimente machen lassen.“

Er faßte mich unter dem Arm, und wir gingen in unser Zimmer zurück, während der Wirth und seine Leute sich gegenseitig fortwährend versicherten, daß Alles, was sie gesehen hätten, eben so wahr als unbegreiflich sei.

## Zweites Kapitel.

Große Experimente des Bucligen.

Als wir wieder in unserem Zimmer waren, fiel mir mein College aus voller Freude um den Hals. „Mein Freundchen, sagte er, ich bin entzückt über Euch, Ihr habt Eure Rolle wie ein Engel gespielt!... Ihr seid ein prächtiger Junge, ein unschätzbares Kleinod, und unser Glück ist gemacht. Das Ereigniß dieser Nacht wird Aufsehen erregen.“

Wir legten uns beide, sehr zufrieden über die Vorgänge dieser Nacht, wieder zu Bette. Ich schlief mit dem Gedanken an Clairette, ihre Reize, ihre Liebe, sanft ein, und mein Reisegefährte träumte von dem Gewinn, den ihm die erste Sitzung in einer Stadt einbringen sollte, in der sein Ruf sich so gut zu befestigen schien.

Der kleine Buclige hatte sich darin nicht geirrt, daß uns die Begebenheit der Nacht viel Neugierige zuführen würde. Die Leute im Gasthose waren früh aufgestanden, um so schnell als möglich Alles zu erzählen, was sie gesehen und gehört hatten. Die Friseurs, Bäcker, Kaufleute erfuhren es zuerst; das reichte schon hin, unsere Talente und Kenntnisse in der ganzen Stadt auszubreiten. Auf solche Weise wird aber eine Begebenheit so entstellt und vergrößert, daß man Mühe hat, aus anderem Munde seine eigene Geschichte wieder zu erkennen. Ein Jeder will etwas Sonderbares und Wunderbares zusehen, um seine

Zuhörer zu überraschen, und so wird oft ein Bach zu einem reißenden Strom, ein Kind, das einen Bers ohne anzustoßen hersagt, zum Wunder, ein Taschenspieler zum Zauberer, ein Sänger mit hoher Stimme zum Kastraten und ein Komet zum Vorboten fürs Weltende.

Das Dienstmädchen, indem es sein Loth Kaffee kauft, hört von dem Ladendiener, daß im Gasthof zum Mohrenkopf zwei seltene Menschen wohnen, die einem Alles, was man thun will, prophezeihen können. — Ei der Tausend! das muß ich meiner Madame erzählen, sagt das Mädchen und verläßt schnell den Laden; sie ist lezt hin mit ihrem Better spazieren gegangen und wünscht nicht, daß ihr Mann es erfahre; ich werde ihr den Rath geben, die Sache nicht durch die Zauberer kund werden zu lassen.“

„Was gibt's Neues? fragt der alte Hagestolz seinen Barbier, indem er sich auf den Stuhl setzt und das Handtuch vorhält! — Was es Neues gibt? Herr Sauvogeon, Traun! wir haben höchst sonderbare, höchst pikante Neuigkeiten. — Nun, so laßt sie hören, spricht! — Die beiden fremden Doktoren im Mohrenkopfe haben schon Experimente gemacht! — Wirklich? — Gewiß, gewiß! ich habe es von Hieronymus, dem Kellner daselbst, der ist Ohren- und Augenzeuge gewesen. — Nicht möglich! — Diese Nacht hat der Somnambule seine nächtlichen Wanderungen begonnen. — Nächtliche Wanderungen bei Nacht!... diese Somnambulen sind also Nyktalogen? — Ja, mein Herr, sie sind Nykta... Wie heißt

es? ... — Nyktalogen, mein Freund. — Gewiß! sie sind Nyktalogen... Nun, was soll das eigentlich heißen, Nyktalogen? — Das bedeutet, daß sie bei Nacht klar und deutlich sehen können. — Ah! ich verstehe, wie die Katzen. Um aber wieder auf den im Mohrenkopfe zu kommen, er erräth Alles, was man gemacht hat, und diese Nacht hat er etwas entdeckt, was allen Augen verborgen war! Sein Reisegefährte hatte diese Nacht heftige Kolikschmerzen bekommen! — Vielleicht von einigen schlecht zubereiteten Gerichten, von einigen schlecht gepuzten Kasserolen, denn man ist schlecht im Mohrenkopfe; ich habe einmal ein Fricandeau dort gegessen, das mir drei Tage lang Magendrücken verursachte, weil Muskatnuß darin war, und das bekommt mir nie gut. Muskatnuß in einem Fricandeau!... Ihr müßt gestehen, daß dies abscheulich ist. — Es ist wahr, der Gasthof verdient seinen Ruf nicht, denn auf der Hochzeit meiner Schwester... — Eurer Schwester? welcher denn? — Welche Lagrippe, den Kammerdiener des Unterpräfekten, geheirathet hat. Sie wissen ja, die kleine Blonde mit den blauen Augen und der rothen Nase. — Ach ja, der der Nätherin hier gegenüber den Hof machte. — Ah, da ist kein wahres Wort daran, das kömmt von bösen Zungen. — Nehmt Euch doch in Acht, Ihr schneidet mich ja. — Es ist nichts, es sprang nur ein Härchen aus... Sie können wohl denken, wenn Lagrippe das gethan hätte, würde meine Schwester ihn nicht geheirathet haben. — Nun, und warum sollte denn dies, unter uns gesagt, Eure Schwester... —

Wie! was wollen Sie damit sagen, Herr Sauvo-geon? — Genug davon, mein Lieber, stillt nur das Blut und erzählt dafür von dem Nachtwandler... Ihr sagt also, er hat diese Nacht seinen Begleiter von der Kolik geheilt? — Ich behaupte gerade nicht, daß er ihn geheilt hat, sondern daß er die verborgensten Sachen entdeckt hat, unter andern eine Terrine unter dem Bette des Gastwirths. — Vielleicht eine Terrine, die man gestohlen und einstweilen da versteckt hatte! — Es ist möglich, aber so viel ist gewiß, er hatte sogleich errathen, was darin war!... Donner und Wetter!... das ist viel, nun, ich errathe es jetzt auch. Nehmt etwas Vanillepomade."

Unser alter Junge ist frisiert und rasirt, und sein Barbier verläßt ihn, um seine Geschichte andern Kunden zu erzählen und von Neuem etwas hinzuzusetzen. Es ist eine gar zu schöne Sache damit, Neuigkeiten in Umlauf zu setzen und sich damit bei den Leuten wohl daran zu machen.

„Aber was Ihre Geschichten anbelangt, Herr Autor, so sind Sie gewaltig schwatzhaft und scheinen ein großes Vergnügen daran zu haben, alle Klatschereien einer kleinen Stadt auszukramen. Das ist doch schwerlich Bruder Jakob, der die Unterhaltung des alten Hagestolzen mit seinem Barbier an Sanssouci erzählt. — Es ist wahr, lieber Leser, ich bin schuldig und verspreche nicht mehr mitzureden, wenn Jakob erzählt, er soll daher sogleich seinen Vortrag wieder aufnehmen.“

Raum waren wir aufgestanden und hatten wegen

des Frühstücks geklingelt, als der Gastwirth ins Zimmer trat und meinem Reisegefährten ein großes Papier überreichte. — Meine Herren, sagt er mit tiefer Verbeugung: „Da ist die Liste aller der Personen, die sich haben einschreiben lassen, um Sie diesen Abend zu consultiren. — Gut, sehr gut! sind die Namen, Titel, Alter und sonstigen Eigenschaften der Personen mit bemerkt? — Alles, mein Herr. — Sehr gut, sehr gut, geht jetzt und schickt mir auf einen Augenblick Euer Dienstmädchen Clairette; ich habe ihr wegen heute Abend einige Aufträge zu geben.“

Der Wirth verbeugt sich wie ein Chinese, dem ein Mandarin begegnet und entfernt sich mit der Versicherung, das Mädchen sogleich heraufzuschicken.

Mein Begleiter rollte die Liste auf; sie war bedeutend und versprach viele Profelyten. Der Bucklige las sie laut ab und machte seine Bemerkungen gerade darüber, als Clairette eintrat.

Die Kleine schien etwas verlegen; sie heftete die Augen zur Erde und spielte mit ihrer Schürze; auch ich ward flammenroth und wußte nicht, was ich sagen sollte. Clairettens Gegenwart verwirrte mich ganz und gar; ich war furchtbar verliebt, und nach ihren Zärtlichkeitsbeweisen zu schließen, meinte ich dasselbe von ihr. Hätte man damals an mich das Anfinnen gestellt, ich solle entweder die Kleine heirathen oder sie völlig aus dem Sinne schlagen, ich glaube, ich hätte ihr sogleich Herz und Hand angeboten, und stehe dafür, was ich empfand, haben schon viele junge Leute von meinem Alter empfunden. Man liebt ja

das erste Mal so aufrichtig!... Ach, mein lieber Sansfouci, ich war damals noch recht unerfahren! Seitdem aber habe ich mich überzeugt, daß das Vergnügen desto geringer wird, je mehr man Erfahrungen macht.

Mein Herr und Meister schloß die Thüre ab, denn unsere Unterredung mit Clairette durfte kein Ungeweihter hören. Er kam zurück und begann das Gespräch mit einem schallenden Gelächter, worüber ich nicht wenig staunte, während Clairette an ihren Schürzenenden kaute.

„Lieben Kinder, ihr seid noch ein wenig einfältig, sagte er endlich; Ihr, mein lieber Jakob, daß Ihr ein junges Mädchen liebt, die morgen nicht mehr an Euch denkt; und Ihr, meine kleine Clairette, daß Ihr an Hexereien glaubt und Euch einbildet, man könne sein ganzes Leben jung bleiben. Wir sind keine Zauberer, mein Kind, und Ihr sollt uns behülflich sein, die Narren zum Besten zu haben, die uns consultiren wollen. Ihr werdet Alles thun, was wir wünschen, einmal, weil das Euch Gelegenheit verschafft, viele Personen auszulachen, was stets angenehm ist, und zweitens, weil wir Euch gut bezahlen werden, ich mit Geld und Jakob mit Liebe; wenn Ihr aber auf unsern Vorschlag nicht eingeht, so entzieht Ihr Euch manche Vortheile, die in einer kleinen Stadt selten sind.“

Diese Rede stellte Jedes zufrieden. Clairette sah, daß der kleine Bucklige von Allem Kenntniß hatte und nahm lächelnd den Doppellouis'd'or an, den jener ihr in die Hand schob; sie war nun ganz die Unstige.

Nachdem man einig war, nahm Meister Gravyraicus die Liste, befahl mir die Antworten des jungen Mädchens niederzuschreiben, um uns weniger zu irren, und begann den Inquirenten zu spielen.

„Annette Luzanne Estelle Guignard, sechsunddreißig Jahre alt? — Sie lügt, sie ist wenigstens fünfundvierzig. Eine alte Jungfer, die um jeden Preis heirathen möchte; aber man mag sie nicht, weil sie hinkt und Tabak kaut. — Genug! Anton Nicolas La Giraudiere, vierzig Jahre alt, Beamter der Mairie? — Ein guter, dicker, runder Herr; man sagt, er habe das Pulver nicht erfunden; er wird vielleicht Verstand von Ihnen verlangen. — Das ist unmöglich... Ein Jeder hält sich für klug. — Ach, warten Sie... Seine Frau hat vier Mädchen und wünscht sehnlichst einen Knaben. — Schön, schön, das paßt... Er wird verlangen, ich solle ihm zu einem Jungen helfen. Weiter! Romonald César Herkules de la Louche, Marquis von Bieux-Buiffons, fünfundsiebenzig Jahre alt, vormals Kammerherr, vormals bei den Chevauxlegers, vormals Page... Der Teufel! das Wort vormals hätte er weglassen können, ich glaube gern, daß er nicht mehr reitet und Pagenstreiche macht... Aber was mag er wollen? — Er hat in der Umgebung ein kleines Gut gekauft und liegt mit den Bauern im Streite; er behauptet, sie wären seine Leibeigenen, auch verlangt er das sogenannte Vorzugsrecht bei Hochzeiten, und davon wollen die Bauern nichts wissen. — Schön! schön! von dem weiß ich genug. Angelika Prudhomme, ver-

ehlichte Jolicoeur, zweiunddreißig Jahre alt, Feinwäscherin in den ersten Häusern der Stadt... Tausend, welche Ehre! — Ah! das ist mir eine saubere Schöne, diese Madame Jolicoeur!... von der weiß man Geschichten... Sie wäscht für die Offiziere der Garnison und geht mit ihnen auf den Ball! — Sie ist also schön? — Nun ja, so so! etwas abgelebt... und hat einen Blick wie ein Kürassier... Ihtretwegen haben sich gewiß schon zwölf Personen duellirt, und noch beim letzten Feste walzte sie mit einem Tambourmajor, der mit einem Sappeur Streit bekam, weil sie diesem den Tanz versprochen hatte... Es wäre ernsthaft geworden, wenn Herr Jolicoeur nicht dazu gekommen wäre!... Aber das ist eine ehrliche Haut; er verglich den Tambour mit dem Sappeur und behauptete diesem, daß seine Frau nicht die Absicht gehabt habe, ihn zu beleidigen und es aus reiner Vergessenheit geschehen sei. — Der Mann versteht zu leben; aber weiter: Kunigunde Abeline Trouillard, vierundvierzig Jahre alt, Eigenthümerin eines sehr besuchten Kaffeehauses. — Ah! die Limonadière! sie leidet beständig an Vapeurs und Migräne... sie hält sich stets für krank und nimmt alle Tage ein, statt sich um ihre Gäste zu bekümmern. — Das ist eine unschätzbare Frau für die Apotheker. — Ihr Mann spielt den Gelehrten, den Chemisten, er macht Kaffee aus Spargelsamen und Zucker aus Runkelrüben. O! ich bin gewiß, der fragt Sie um Rath.“

Ich setzte meine Notizen fort und wir waren fast mit der Liste zu Ende, als an der Thüre geklopft

wurde. Ich öffnete; es war unser Wirth, der uns sagte, daß der Maire uns zu sehen wünsche und uns bei sich erwarte. Dieser Einladung mußten wir nachkommen. Mein Buckliger zog seinen besten Rock an und lieb mir ein paar schwarzseidene Hosen, die mir bis an die Absätze reichten, weil er sie gelegentlich von einem großen Dichter gekauft hatte, der sie von einem Schauspieler auf den Boulevards erhalten; dieser hinwiederum hatte sie von einem Akademiker, der eine kleine Tänzerin pouffirte, bei der er sie einmal in Gedanken liegen ließ.

Wir machten uns, ein wenig ängstlich wegen unseres Besuchs, auf den Weg. Mein Gefährte hoffte indessen, sich mit seinem Verstand aus der Verlegenheit zu helfen. Wir kamen bei dem Maire an und man führte uns in sein Zimmer. Wir sahen einen kleinen hagern Mann vor uns, dessen Augen voll Geist und Leben waren. Bei seinen ersten Fragen sah mein Kollege wohl, daß er es mit keinem Dummkopf zu thun habe. Der Maire besaß Kenntnisse, er war in der Medizin, Chemie und Astronomie bewandert. Ihm gegenüber verlor sich die Geschwätzigkeit und Verwegenheit meines Buckligen bedeutend. Der Maire bemerkte unsere Verlegenheit und wollte sie endigen.

„Ich habe nicht die Absicht, Sie zu hindern, Ihr Brod zu verdienen, sagte er lächelnd, im Gegentheil! ... Sie lehren, hat man mir gesagt, den Magnetismus und heilen damit alle Uebel; das ist ganz gut. Ich wünsche von Herzen das Wohl der mir anvertrauten Einwohner der Stadt, und es liegt mir

hauptsächlich daran, sie von ihren Vorurtheilen und von dem alten Aberglauben zu befreien, wozu die Menschen nur zu leicht geneigt sind. Magie, Zauberei, Magnetismus, Somnambulismus haben für Liebhaber des Wunderbaren viel Anziehendes. Ich weiß, es ist umsonst, die Schwächen der Menschen zu bekämpfen! es gibt nur ein Mittel, sie durch Schaden klug zu machen. Darum sehe ich es nicht ungern, wenn Charlatans in die Stadt kommen. Sie dienen den Einwohnern jederzeit zur Lehre; denn diese Zauberer verlassen nie einen Ort, ohne viele ihrer Anhänger zuletzt doch eines Bessern belehrt zu haben. Ich gebe Ihnen daher die Erlaubniß, nach Belieben zu magnetisiren."

Der Herr Maire machte uns eben keine Complimente; aber mein Kollege verbeugte sich vor ihm bis zur Erde und dankte ihm für seine Güte.

"Sie verkaufen ohne Zweifel auch Arzneimittel, wie das gewöhnlich der Fall ist, sagte er, zeigen Sie doch einmal welche."

Der Bucklige reichte ihm eine Schachtel mit Pillen dar, der Maire nahm eine davon, that sie in ein Glas mit Flüssigkeit, worin sie sich auflöste, und nachdem er unsere Brodkrume eine Weile beobachtet hatte, rief er lächelnd: „Meine Herren, verkaufen Sie davon, so viel Sie können, das ist nicht gefährlich.“

So endigte sich unser Besuch. Wir kehrten in unsern Gasthof zurück und waren sehr vergnügt darüber, dem Maire nichts von unsern Zaubertränken gewiesen zu haben.

Endlich nahte die bezeichnete Stunde zu unserer öffentlichen Sitzung heran. Mein Kollege hatte mir alle möglichen Anweisungen gegeben und meine Rolle mehrmals überhört. Er zog sein Staatskleid an, den schwarzseidenen Mantel, der schlanke Figuren größer, kleine und verwachsene aber noch kleiner macht, und unser Buckliger sah darin vollständig wie ein Magier oder Zauberer aus, denn diese dürfen ja nicht wie gewöhnliche Menschen gebaut sein; dazu kam nun noch der falsche Bart und die große bauschige Mütze, und unser Gravyratcus befand sich in seinem Ornate. Was mich betrifft, so mußte ich eine rothe, mit gelben Sternen übersäete Tunika anziehen, die mein Meister für ein Geschenk des Großmoguls ausgab; ich sollte dazu noch einen großen Turban aufsetzen; da ich aber sah, daß mich das Ding nicht gut kleidete und auch voraussetzte, daß mich Clairette in diesem Anzug sehen würde, so konnte ich mich nicht dazu entschließen, und mein Kollege mußte sich damit begnügen, daß ich mir die Haare à la Carl XII. hinten überstrich; das paßte zwar nicht zur Tunika, aber große Geister legen auf solche Erbärmlichkeiten keinen Werth.

Der Saal war zu unserer Sitzung eingerichtet; ein großer Zuber mit Wasser, ein eiserner Ring, ein Stab von demselben Metall, Fauteuils für die Kranken, Stühle für die Wißbegierigen, Bänke für die Neugierigen und eine einzige Lampe, die nur ein schwaches Licht verbreitete — dies war die ganze Einrichtung.

Sobald mein Kollege dem Wirth hatte sagen lassen, daß der Zutritt gestattet sei, stürzte die Menge in den Saal. Einige kamen mit vertrauensvollem, Andere mit bangem Herzen, der größere Theil aber aus Neugier; wir hatten viele Zuschauer, und das war die Hauptsache.

Als alle Plätze besetzt waren, das Geflüster aufgehört und man uns lange genug betrachtet hatte, grüßte Meister Gravyraicus die Versammlung würdevoll, stellte sich auf einen Stuhl, um von Jedermann gehört zu werden, und hielt folgende Rede:

„Meine Herren und Damen, Sie wissen oder wissen es vielleicht nicht, daß es in der Natur ein materielles, bisher noch unbekanntes Prinzip gibt, das auf die Nerven wirkt. Ist Ihnen das bekannt, so lehre ich Sie nichts Neues, ist es Ihnen aber unbekannt, so werde ich es Ihnen näher erklären. Wir wissen also, daß ein solches Prinzip vorhanden ist; vermittelt desselben und in Folge besonderer Gesetze der Mechanik entsteht eine gegenseitige Beziehung zwischen den lebenden Geschöpfen, der Erde und den Himmelskörpern; hieraus folgt, daß in den thierischen Körpern, bemerken Sie wohl, meine Herren, in den thierischen Körpern und besonders im Menschen sich Eigenthümlichkeiten vorfinden müssen, die dem Magnete ganz analog sind. Dieser thierische Magnetismus nun enthält das Geheimniß, auf alle Krankheiten einzuwirken, und gerade mir ist es gelungen, die Methode ausfindig zu machen, durch die man alle Krankheiten zu heilen im Stande ist.“

„Das magnetische Prinzip kann andern Körpern mitgetheilt werden. Diese zarte Materie durchdringt Mauern, Thüren, Glas, Metall, ohne an ihrer Kraft zu verlieren; sie kann angehäuft, zusammengedrängt, im Wasser fortgepflanzt, vom Spiegel zurückgeworfen, ja selbst durch den Ton weiter verbreitet, mitgetheilt und vermehrt werden. Kurz, ihre Kraft hat keine Grenzen, und was ich Ihnen hier sage, habe ich nicht erfunden, sondern ich wiederhole bloß, was die hochgelehrten Mesmer, Deslon und Andere Ihnen vortragen würden, wenn sie noch lebten.“

Die Versammlung hörte mit der größten Aufmerksamkeit und Stille zu; die jungen Leute machten große Augen; die Mädchen lachten, die Greise schüttelten den Kopf, die Frauen sahen sich nachdenklich an, und Niemand wagte es seinem Nachbarn zu gestehen, daß er von der Explikation des großen Wunderthäters nichts verstanden habe. Dieser bemerkte das und fuhr fort:

„Ich sehe, meine Herrn und Damen, daß ich Sie überzeugt habe, ich will daher meine Erläuterungen nicht weiter fortsetzen, doch muß ich noch, ehe ich meine Experimente beginne, hinzufügen, daß es Körper gibt, die für den thierischen Magnetismus durchaus nicht empfänglich sind, und eine ganz entgegengesetzte Eigenthümlichkeit haben, so daß sie selbst die Wirksamkeit in andern Körpern zerstören. Ich hoffe, daß wir unter uns dergleichen unglückliche Körper nicht finden werden! aber ich habe hierauf doch für mög-

liche Fälle aufmerksam machen müssen. Suchen Sie nunmehr so viel als möglich das Erhabene der Wissenschaft, die uns beschäftigt, zu fassen, erheben Sie Ihren Geist zu ihr hinauf und überzeugen Sie sich selbst, daß hier nicht von Charlatanismus die Rede ist, sondern daß die lauterste Klarheit, die unterschiedenste Macht, der wirksamste Einfluß vorherrschen ... daß ..."

In demselben Augenblick brach der Stuhl unter dem Redner, und er purzelte ziemlich unsanft auf den Boden, stand aber schnell wieder auf und sprach mit erhöhtem Feuer zur Versammlung:

„Meine Herrn, ich wollte so eben mit einem Experimente endigen; während ich sprach, magnetisirte ich den Stuhl unter mir mit meinem linken Fuße; ich war sicher, daß ich ihn durchdringen würde; Sie sehen, es ist mir gelungen.“

Lauter Beifall erscholl von allen Seiten des Saales. „Ihr seht, Freundchen, sagte er leise zu mir, ohne die Fassung im geringsten zu verlieren, ein kluger Mensch weiß aus Allem Vortheil zu ziehen.“

Der Augenblick war gekommen, wo die Experimente beginnen sollten, und da sich die Unverschämtheit noch leichter als der Magnetismus verbreitet, so wartete ich in meinem Fauteuil mit Ungeduld darauf, endlich auch mein Licht leuchten zu lassen.

Madame Jolicoeur kam trotz der Entgegnungen des Marquis de Bieux-Buiffons, daß ein Mann von seinem Range Allen vorangehen müsse, zuerst an die

Reihe, denn die Wäscherin gab so leicht nicht nach, außerdem war sie jung und hübsch, der Marquis aber alt und häßlich; Madame Jolicoeur mußte also den Sieg davon tragen.

Der große Magnetiseur ergriff sie bei der Hand, führte sie um den Wasserzuber herum, ließ sie dann niedersitzen und magnetisirte sie mit dem Ende seines Stäbchens. Die junge Frau schien zum Einschlafen gar keine Lust zu haben. „Ich werde Sie jetzt mit meinem Somnambulen in Rapport setzen,“ sagte er. Die Wäscherin sah mich lächelnd an und schien nicht verdrießlich darüber, mit mir in Rapport zu kommen. Ich wußte meine Rolle und hatte die Notizen über Madame Jolicoeur im Kopfe. „Jetzt gilt es, sagte mein Kollege leise zu mir, denn die Frau wäre im Stande, uns auszuspotten.“

Die Wäscherin wurde mir gegenüber placirt; man empfahl ihr Stillschweigen und verlangte von ihr, sich berühren zu lassen, was sie sehr bereitwillig zugab; indessen lachte sie boshaft, als ich eine ihrer Hände hielt, und während sie sich stellte, als schlafe sie, hörte ich sie leise murmeln: „Ach, mein Gott, was ist das für dummes Zeug! Der Sappeur hatte mir doch gesagt, daß man nur seinen Scherz mit mir treiben würde.“

Ich brachte sogleich Alles zum Vorschein, was ich von Clairetten über die Liebesgeschichten der Wäscherin wußte. Ich vergaß nichts, weder den Tambourmajor, noch den Walzer, nebst dem beleidigten Sappeur und den Folgen des Streits. Bei den ersten Worten fing

die Versammlung an zu lachen, Madame Jolicoeur kam in Verlegenheit, und ehe ich noch meine Rede geendigt hatte, sprang sie auf, machte sich mit den Ellbogen Platz durch die Menge neugieriger Zuschauer und verschwor sich beim Verlassen des Saals, einmal über das andere, daß wir Zauberer seien.

Dieser erste Versuch gestattete keinen Zweifel über die Vorzüge des Magnetismus, und der Marquis de Bieur-Buiffons schritt jetzt ernst auf uns zu, und bat meinen Kollegen, ihn sogleich mit mir in Rapport zu setzen.

Nachdem die üblichen Vorbereitungen zu Ende waren, entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch: „Wer bin ich? — Ein sehr hoher und gewaltiger Herr in Eurem alten Schloß, wovon nur noch ein Flügel steht; darum habt Ihr Euch eine neue Herrschaft hier in der Gegend gekauft. — Sehr richtig; aber was will ich jetzt thun, was verlange ich? — Ihr wollt, daß Eure Bauern sich vor Euch beugen, wie Lämmer vor einem Löwen, ergeben, zitternd und furchtsam; Ihr wollt der Herr ihres Schicksals sein, Ihr wollt, sie sollen Euch das Beste geben, was sie besitzen, was sie im Schweiß ihres Angesichts verdient haben, und obendrein Euch dafür noch bezahlen. — Sehr richtig! — Ihr wollt, daß die jungen Mädchen ohne Eure Erlaubniß nicht über ihre Jungfrauschaft verfügen. — Das ist wahr! — Und obschon Ihr ihnen nicht mehr gefährlich seid, so wollt Ihr doch Euer Vorzugsrecht geltend machen, wie in jenen guten Zeiten des alten Ritterthums, wo man mit

der Lanze in der Hand Stirn gegen Stirn sich Bahn brach, für seine Hölde wider Riesen tritt, die trotz ihrer gewaltigen Keule vom ersten besten Ritter, der kam, sich wie Gliederpuppen durchbohren ließen! — So ist es, ja, so ist's... Ich will einen Zwerg vor der Thüre meines Taubenschlags halten und den ersten Riesen, der sich auf meinem Grund und Boden blicken läßt, niederschmettern. — Nun, Herr Marquis, so nehmen Sie die Pillen des Meister Gravyraicus, und gebrauchen Sie dieselben oft und viel. Sie werden jung, kräftig und heiler davon werden; Ihre grauen Haare färben sich dann wieder schwarz, Ihre Taille verjüngt sich, Ihre Runzeln schwinden, Ihre Wangen füllen sich und röthen sich wieder und Sie werden aufs Neue Zähne erhalten. Ich stehe dafür, daß Ihre Vasallen, wenn diese Verwandlung mit Ihnen vor sich geht, sich Ihrem Willen fügen, und insbesondere die jungen Mädchen Sie nicht fliehen werden.“

Der Marquis, von meinen Antworten entzückt, kaufte sich zwölf Schachteln Pillen, ohne zu handeln. Er füllte seine Taschen damit, verschluckte sogleich ein halb Duzend davon und ging mit hochtragendem Kopfe und feurigem Auge jubelnd nach Hause, indem er sich schon um zehn Jahre jünger fühlte.

Nach dem Marquis kam Kunigunde Adeline Trouillard an die Reihe; es waren durchaus keine Vorbereitungen und Unterredungen nöthig, um Madame Trouillard Glauben an den Magnetismus beizubringen; die arme Frau hatte so zarte Nerven,

daß sie sogleich in Ohnmacht fiel, sowie mein Kollege sie nur mit dem Stäbchen berührte. Ich sagte ihr Alles, was mir durch den Kopf ging; sie hatte alle Krankheiten, die ich ihr nur nannte, alle Schmerzen, die ich ihr ankündigte, und alle Zufälle, die ich anführte. Welch ein Glück sind solche schwache Geschöpfe für die Charlatans! Madame stopfte sich ihren Strickbeutel mit Pillen voll und entfernte sich nachdem sie sich auf alle unsere öffentlichen und Privatitzungen abonniert hatte.

Wir erwarteten nun Estelle Guignard, die sich hatte einschreiben lassen, als ein großer starker Mann in Holzschuhen und blauem Ueberhemd durch die Menge drang und auf uns zukam. Ich war auf diesen neuen Gast nicht vorbereitet und ließ ihn daher sich an meinen Kollegen wenden, indem ich mit den Augen Clairette suchte, in der Hoffnung, von ihr einige nöthige Andeutungen zu erhalten; aber das junge Mädchen glaubte nicht, daß wir ihrer noch bedürften, und war in die Küche hinunter gegangen. Es mußte also ohne weitere Hülfe gehandelt werden. Mein Buckliger hoffte, sich leicht aus der Verlegenheit zu helfen, zumal er mit einem Bauer zu schaffen hatte. Er näherte sich dem Mann, der erstaunt in den Wasserzuber blickte, und indem er sich ein möglichst wichtiges Ansehen gab, fing er an, ihn zu befragen.

„Wer seid Ihr? — Ei, poß Blitz! das wißt Ihr so gut als ich, da Ihr ein Zauberer seid! — Allerdings weiß ich es; aber ich habe meine

geheimen Gründe dazu, daß ich Euch darnach frage. Antwortet also ohne Umschweife ... Was soll das heißen? — Ich verlange Euren Namen zu wissen. — Ich heiße, wie mein Bruder, Eustachius Nicolas. — Was treibt Ihr? — Der Teufel, ich schaffe auf dem Acker, oder ich fahre Feldfrüchte nach der Stadt. — Warum seid Ihr hierher gekommen? — Nu! wie die Andern, um einen Zauberer zu sehen. — Wer hat Euch gesagt, daß ich einer sei?“ — Der Friseur, der mir diesen Morgen das Haar geschnitten hat, und weil schon lange her in unserem Dorfe kein Hexenmeister gewesen ist, so bin ich heute expres deshalb in die Stadt gegangen, um Euch zu sehen. — Wollt Ihr magnetisirt sein? — Magne ...? Wie heißt Ihr das? — Wollt Ihr, daß ich meine geheimen Kräfte an Euch versuche? — Meinetwegen, ja doch! versucht, was Ihr könnt! — Nun denn, was wünscht Ihr zu wissen? — O! Teufel! allerlei! ... Errathet Ihr es denn nicht? — Gewiß, und ich will Euch sogleich magnetisiren. — Ich bin's zufrieden; wird mich das viel kosten? — Ich nehme nichts dafür. — O dann sehe ich wohl, daß Ihr ein Zauberer seid, da Ihr Euren Handel treibt, ohne daß man Euch die Hand schmiert.“

Mein kleiner Buckliger ließ jetzt den Bauer auf einen großen Stuhl sich niedersetzen, bestrich ihn mit seinem magischen Stäbchen, aber der Lämmel ließ sich berühren und streichen, ohne daß es die geringste Wirkung hatte. Mein Kollege fuhr ihm jetzt mit den Fingern leicht an den Augen vorüber, um ihm das

magnetische Fluidum beizubringen. Der Bauer ließ Alles mit sich anfangen und begnügte sich damit, von Zeit zu Zeit sich auf dem Stuhle hin und herzudrehen und seine Augen zu reiben. Ich hätte große Lust gehabt, über meinen Kollegen zu lachen, wie dieser sich anstrengte und in Schweiß brachte, den plumpen Eustachius Nicolas zu magnetisiren.

Endlich wurde der Bauer ruhiger und hörte auf, sich zu bewegen und die Augen zu reiben. — „Der Zauber wirkt, sagte Gravyraicus leise, während er seine Arbeit immer fortsetzte; das ist eine Natur, die mir viel zu schaffen macht, aber endlich gelingt es mir doch... Sie sehen, er kommt jetzt in den Zustand des magnetischen Schlafs; bald wird er sprechen.“

Aber statt zu reden, gab der Bauer, der wirklich eingeschlafen war, einen so entsetzlichen Ton von sich, daß der beherzteste Magnetiseur aus der Rolle hätte fallen müssen. Mein Buckliger machte einen Sprung zurück und hielt sich die Nase zu. Ich brach in lautes Lachen aus, und die ganze Gesellschaft folgte meinem Beispiele.

Dieser allgemeine Lärm weckte unsern Bauer auf, der aufstand und frug, ob das Experiment zu Ende sei. „Ihr seid ein ungeschliffner Grobian! schrie mein Kollege, ganz wüthend vor Zorn. Ihr habt die ganze Gesellschaft beleidigt, und seid nicht werth, magnetisirt zu werden.“

Der Bauer war nicht sehr lammartiger Natur; er wurde seinerseits auch rabiat und schrie, daß wir die Menschen für Narren haben wollten, und eben so

wenig Zauberer seien, als er. So wie Meister Grayraicus das hörte, wollte er diesen Unverschämten züchtigen; er fuhr mit seinem Stabe auf ihn los, der Bauer aber ergriff den Magnetiseur an seinem Bart und mein Buckliger schrie jetzt aus Leibeskräften. Die Neugierigen drängten sich herbei, die Frauen riefen um Hülfe, die Vernünftigen lachten, und die Anhänger des Magnetismus suchten dem armen Zauberer zu Hülfe zu kommen, der sich mit seinem Gegner herumbalgte, welcher den Bart nicht fahren ließ. Die Kämpfer kamen indessen zu nahe an den Wasserzuber, verloren das Uebergewicht und fielen alle beide mit der Nase hinein. Das Wasser erfrischt und beruhigt die Sinne. Der Bauer zog seinen Kopf aus dem Zuber zurück, ließ den Bart fahren und entfernte sich ganz beruhigt aus dem Saal, indes mein ganz durchnäster Kollege wohl einsah, daß er in seinem Zustande keine Proselyten machen könne, und die Sitzung für aufgehoben erklärte.

### Drittes Kapitel.

Wirkung der Zaubertränke. — Bruder Jakob verläßt seinen Reisegefährten.

Trotz des schlechten Ausgangs unserer ersten magnetischen Vorstellung machten wir im Mohrenkopfe doch sehr gute Geschäfte; Clairette gab uns stets die Auskunft, die wir wünschten, und um eine Scene, wie die des Eustachius Nicolas für die Zukunft zu vermeiden, ließen wir fortan nur solche Personen unseren

Versammlungen anwohnen, die sich zuvor hatten eingeschreiben lassen.

Die Neugierde ließ indessen auch nach, und die Wirkung der Pillen entsprach nicht immer den Erwartungen unserer Käufer. Meine Liebe zu Clairetten war nicht mehr so heftig, und es verursachte mir daher gar keinen Schmerz, als mir mein Kollege eines Tages ankündigte, daß wir abreisen würden.

Sechs Monate hindurch verlebten wir auf die gleiche Weise; wir hielten uns, je nachdem wir mehr oder weniger Thoren oder vielmehr Anhänger unseres Systems fanden, kürzere oder längere Zeit an einem Orte auf, und waren mit unserer finanziellen Lage sehr zufrieden. Wir fanden jedoch nicht überall unsere Gehülfen und machten dann zuweilen bedeutende VerstöÙe.

So sagte ich zum Beispiel eines Tags einem Bucherer, daß er das Geld, einem Trunkenbold, den Wein, einem Spieler die Karten nicht liebe, und einem Junggesellen, daß er von seiner Frau betrogen werde. Du kannst Dir vorstellen, Sanssouci, daß wir in der Stadt kein Glück machten.

Ein solches Leben fing an mich zu langweilen; ich hatte meinem Bittigen schon etliche Male gesagt, daß ich mich von ihm trennen wolle, aber er überredete mich immer, wieder zu bleiben; eines Tags beschloÙ ich endlich, meinen Thorheiten eine andere Richtung zu geben und ihm einen solchen Streich zu spielen, daß ihm die Lust verginge, mich länger aufzuhalten.

Wir waren gerade in einer kleinen Stadt, wo wir Wunder thaten. Der Magnetismus und Som-

nambulismus verdrehte alle Köpfe; man drängte sich nach unserem Rath, unserer Hülfe; ich konnte dem Verlangen nach Pillen nicht Genüge leisten und selbst unsere Tränke gingen herrlich ab; da entschloß ich mich denn, ein Experiment auf eigene Manier zu machen, um Dummköpfe zu pressen.

Ein alter Advokat machte seit einiger Zeit einer schon ziemlich bejahrten Kokette den Hof, die seiner Flamme zwar widerstand, aber seinen zärtlichen Liebkosungen nicht ungern Gehör schenkte. Die Dame war listig; sie fand ein Vergnügen daran, Leidenschaften zu erwecken, fürchtete aber, ihre Macht über ihn zu verlieren, wenn sie seinen Wünschen nachgebe. Beide consultirten uns, der Advokat, um zu dem Mittel zu gelangen, seine Holde zu erweichen, und sie, um sich den Zauber zu erhalten, womit sie sich so viele Anbeter schuf. Mein Kollege versprach Herrn Gerard, so hieß der alte Geck, einen Trank, womit er sich auch die kälteste Frau geneigt machen könne, und der Madame Dubelair ein Mittel, um ihre Reize vor dem Zahn der Zeit zu verwahren.

In dem Hause der Madame Dubelair wohnte der Adjunkt des Maires von jener Stadt. Herr Rose war ein gutes Männchen, aber seine Frau beklagte sich über ihn, daß er sie zu wenig liebe und gar nicht eifersüchtig sei. Sie verlangte daher ebenfalls unsern Beistand, die Gleichgültigkeit ihres Mannes zu heilen. Einen Mann nach fünfzehnjähriger Ehe in seine Frau verliebt zu machen, war keine kleine Aufgabe. Nichts destoweniger versprach mein Kollege der Madame Rose

einen Wundertrank für die Eifersucht, und die zärtliche Ehegattin war selig, daß sie in ihrem Gemahl das längst erloschene Liebesfeuer wieder aufs Neue würde anfachen können.

Mein Buckliger bereitete die Tränke und gab mir den Auftrag, sie den Bestellern zu überbringen und sie mir gleich baar bezahlen zu lassen. Unterwegs dachte ich, wie spaßhaft es sein müsse, die Fläschchen zu verwechseln. Meiner Treu! dachte ich, du mußt sehen, welchen Erfolg dies haben wird! ... Du gibst der Madame Rose statt des Tranks für die Eifersucht den, der verliebt macht, Herrn Gerard dagegen den, der zornig macht und der Madame Dubelair den, der eifersüchtig macht, so muß das jedenfalls komische Resultate hervorrufen.

Ich führe meinen Plan aus, übergebe meine Tränke, versichere die ausgezeichnetste Wirkung und harre mit Ungeduld auf den Erfolg meines muthwilligen Streichs.

Herr Gerard hatte von Madame Dubelair die Erlaubniß erhalten, ihr unter vier Augen seine Aufwartung zu machen. Er erhielt am Morgen den Trank, und um sich möglichst mit Berwegenheit und Entschlossenheit zu waffnen, genoß er eine starke Dosis davon; Madame Dubelair säumte ihrerseits auch nicht, von ihrem Wundertrank zu kosten, um ihren Reizen neue Festigkeit zu geben, und Madame Rose hatte einen Theil ihres Fläschchens ihrem Mann in die Chokolade gegossen.

Du weißt, mein lieber Sanssouci, aus welchen Drogen mein Buckliger seine Zaubertränke zusam-

mensetzte und wie er ihren unfehlbaren Erfolg berechnet hatte; mache Dir nun eine Vorstellung von den Ereignissen, die an diesem merkwürdigen Abend stattfanden. Herr Gerard geht zu seiner Angebeteten; unterwegs empfindet er leichte Kolikschmerzen; sein Kopf brennt ihn und er meint, der Trank müsse so wirken; er kommt zu Madame Dubelair und findet sie auf dem Sopha nachlässig hingeworfen! Aber wie groß ist seine Ueberraschung! seine zärtlich geliebte Freundin ist kaum noch zu erkennen: ihre Nase ist roth und geschwollen, die Haut bleich und welk; mehre Pustelchen schmücken die Stirne.

„Wie finden Sie mich heute Abend, Herr Gerard? fragte Madame Dubelair schalkhaft lächelnd, o ich bin gewiß, Sie werden mich unverändert finden. — In der That, Madame, erwidert der arme Advokat, indem er sich den Bauch hält und teuflische Grimassen schneidet, ich finde Sie verändert, ohne Zweifel sind Sie krank? — Krank! ... Krank! ... Und Sie, mein Herr, krümmen sich ja ganz merkwürdig. — Madame, ich muß gestehen, daß seit einem Augenblick ... — Fifine, meinen Spiegel ... ich muß doch sehen, ob ich so krank aussehe, wie der Herr behauptet.“

Der arme Gerard kann sich nicht mehr halten; der Trank thut Wunder, Migräne und Kolik sind in vollen Anmarsch. Die Kammerjungfer bringt der Madame Dubelair den Spiegel. Die Kofette schiebt hinein, schreit fürchterlich auf, zerbricht den Spiegel, bekommt Nervenzufälle und der arme Liebhaber

beschwört Fifine, ihm eiligst den Garderobeschlüssel ihrer Madame zu geben. Das junge Mädchen, schalkhaft und ausgelassen wie alle Kammerkätzchen, lacht aus vollem Halse über den beklagenswerthen Zustand des Herrn Gerard, und um die Scene noch interessanter zu machen, rennt jetzt Madame Rose herbei und jammert, daß sie verrathen, entehrt sei! daß ihr Mann, ein Ungeheuer, sie vernachlässige und es mit der Frau des Portiers halte. Unser Liebestrank hatte Herrn Rose höllisch in Flammen gebracht; er kommt nach Hause und hofft seine Frau zu treffen; diese aber hat sich versteckt und im Feueereifer erklärt er der fünfzigjährigen Portiersfrau seine unwiderstehliche Flamme.

Das Jammergeschrei der Madame Rose, die ganz rabiät war, der Portiersfrau, die sich so stellte, der Madame Dubelair, die sich die Nase ausreißen wollte, des Herrn Gerard, der sich den Bauch hielt, und des Herrn Rose, der über seine Tollheit trostlos war, brachte das ganze Stadtviertel in Aufruhr. Man lief herbei, frug, stieß und drängte sich; man gab der Madame Rose Fleur-d'Orangeliqueur, der Portiersfrau Eau de Cologne, der Madame Dubelair Aether, Herrn Gerard ein Klystier und Herrn Rose weißen Seeblumensamen.

Als der erste Lärmen sich etwas gelegt hatte, bemühte man sich, die Ursache so vielen Unheils aufzusuchen. Jedenfalls mußten magische Künste mit im Spiele sein. Madame Dubelair versicherte, sie habe in ihrem ganzen Leben weder auf der Nase, noch sonst wo nur das kleinste Pustelchen gehabt, Herr Gerard

lebte sehr mäßig, und Madame Rose gestand trotz ihrer Wuth, daß ihr Mann keiner Frau zu nahe kamme, wenn man ihm nicht etwas in den Kopf gesetzt habe. Die Ereignisse mußten also ihre geheime Ursache haben. Man erinnerte sich der Tränke; man vertraute sich die gegenseitig geschehenen Schritte an und das Resultat war, daß mein kleiner Buchhändler für einen Charlatan, Betrüger und Falschmünzer der Hölle ausgeschrien wurde, den man vorerst ins Gefängniß werfen müsse, um ihn an weiteren Teufelsstreichen zu verhindern.

Der Adjunkt Rose ging zum Maire, erzählte ihm den Hergang der Sache und erhielt sodann die nothwendigen Polizeibeamten zur Arretirung des Schuldigen. Der alte Advokat versammelte alle Honoratioren der Stadt, um mit ihnen zu berathen; sie theilten seine Wuth und meinten, daß ein Schurke, der einer Gerichtsperson absichtlich die Rolik beibringe, nicht genug bestraft werden könne. Madame Dubelair und Madame Rose brachten alle Frauen in Aufruhr; die erstere brauchte nur ein Wort zu sagen; ein Mann, der schönen Frauen die Nase roth und den Teint blaß mache, sei ein dem Henker verfallener Bösewicht!... Was nun noch den Trank des Herrn Rose anbelangt, so verlangten alle Damen davon einige Tropfen und meinten, in so kleiner Dosis genommen, müsse der Trank höchst wohlthätige Folgen haben.

Alle diese Ereignisse hatten Zeit gekostet; es fing an Tag zu werden, als man den Weg zu unserer

Wohnung nahm, um uns zu arretiren; ich sage uns, denn mir wäre sicher das Loos meines Kollegen zu Theil geworden. Aber seit dem Abend zuvor war ich auf den Beinen, durchlief die Stadt, spionirte und forschte die Leute aus; kurz, ich brachte es heraus, daß man uns festnehmen wolle, und hielt es natürlich nicht für gerathen, diesen Augenblick abzuwarten. Während mein Herr und Meister schlief, schnürte ich mein Bündelchen, steckte mein verdientes Geld zu mir, wünschte meinem kleinen Buckligen alles mögliche Glück und verließ sehr vorsichtig den Schauplatz unserer Wunderthaten.

Ich weiß nicht, was aus dem Meister Gravyraicus geworden ist, denn ich habe ihn nie mehr im Leben wieder gesehen; da man aber die Zauberer nicht mehr hängt, seitdem man weiß, daß es keine gibt, so glaube ich wohl, wird mein armer Charlatan mit einigen Monaten Gefängniß davon gekommen sein.

---

### Viertes Kapitel.

Schluß von Jakobs Abenteuern.

Ich hatte praeter propter dreißig Louisd'ors in der Tasche, denn es ist ein höchst vortheilhafter Handel, Pillen aus Brodkrume zu verkaufen; man hat fast keine Auslagen und kreditirt nie. Du kannst Dir wohl einbilden, lieber Sanssouci, daß ich aller Orten, wo ich hinkam, nur ans Vergnügen dachte, als ein

Abenteuer in Brüssel plötzlich meinem lustigen Leben ein Ende machte.

Ich logirte seit zwei Tagen in einem Gasthof, schlug meine Zeit, wie alle Müßiggänger, mit Essen, Trinken, Spazierengehen todt, besuchte alle öffentlichen Orte und besah alle Seltenheiten.

Am zweiten Tage ging ich ins Theater und kam neben einen jungen Mann von anständigem Aeußern zu sitzen. Er mochte etwa drei oder vier Jahre älter sein als ich und schien viel Weltton zu haben. Wir plauderten mit einander. Ich erfuhr von ihm, daß er aus Lyon sei, und eine Reise machte, um einer Heirath auszuweichen, zu der seine Eltern ihn zwingen wollten. Sein Vertrauen erweckte das meinige, ich erzählte ihm alle erlebten Ereignisse und diese schienen ihn sehr zu interessiren. Die Uebereinstimmung unseres Geschmacks, unserer Ansichten machte uns schnell zu Freunden. Brévillle, so hieß mein neuer Freund, lud mich ein, am andern Tage bei einem der besten Traiteurs mit ihm zu Mittag zu speisen, und ich nahm es mit großem Vergnügen an; denn es ist sehr angenehm, in einer Stadt, wo man fremd ist, gleich bekannt zu werden.

Brévillle bewirthete mich aufs Beste; wir speisten ganz vortreflich, und dann ging es auf Promenaden, Theater, Caffeehäuser; als Fremder schien er sehr bekannt in der Stadt und durchstreifte mit mir alle öffentlichen Gärten und Lustörter; ich machte ihm lachend darüber mein Compliment, daß er sich so gut ausfinden könne und an einem fremden Ort so schnell

Bescheid gelernt habe. Nach manchen Streifereien in den Belustigungsorten befanden wir uns morgens um ein Uhr, betrunken von Punsch, Liqueurs, Porter und Pharao, auf der Straße.

Ich konnte mich kaum aufrecht halten und sehnte mich nach meinem Bett, in das mich jedoch eine wohlthätige Fee hätte tragen müssen, denn meine Beine waren zu schwach hiezu. Brévillé schien weniger erschöpft als ich, doch klagte er auch über Mattigkeit; die Straßen waren nur noch schwach erleuchtet. Seit einer Stunde bat ich meinen Begleiter, mich nach Hause zu bringen; aber wir durchliefen Straßen und Plätze, ohne meinen Gasthof zu sehen.

Mein Führer gestand mir endlich, daß er den Weg verfehlt habe und wir sehr entfernt von meiner Wohnung wären, die seinige aber nahe sei und er mir daher sein Bett anbiete. Du kannst leicht denken, daß ich sein Anerbieten ohne Bedenken annahm; ich konnte nicht mehr von der Stelle, kaum daß ich noch einige Besinnung behielt; die unvermeidliche Folge der überhäuftten Genüsse.

Brévillé klopfte an eine Hausthüre; ein altes Weib öffnete. Ich ging, oder vielmehr man führte mich eine schmutzige krumme Stiege hinauf, und ich befand mich endlich in einem fast ganz leeren Zimmer, was mir zu einer andern Zeit eben keinen sehr glänzenden Begriff von meiner neuen Bekanntschaft beigebracht haben würde; jetzt aber dachte ich nur an Ruhe, und in zwei Minuten lag ich schon auf einer schlechten Matratze im tiefsten Schläfe.

War es die Wirkung des Punsch und der Liqueurs, daß ich mich während des Schlafs lebhaft bewegt fühlte; ich weiß es nicht, nur so viel, daß ich nicht aufwachte und es schon spät am Morgen war, als wiederholte Stöße mich endlich aus dem Schlafe brachten.

„He! Holla! Freund... aufgewacht... Ihr schlaft schon lange hier, das kann Euch schaden!“

Dies waren die ersten Worte, die ich vernahm. Ich öffnete die Augen, sah um mich, sprach aber kein Wort, denn der Anblick, den ich hatte, ließ mich im Ungewissen, ob ich wirklich erwacht sei.

Urtheile von meinem Erstaunen, lieber Sanssouci, statt mich in einem Zimmer und in dem Bett, in das ich mich Abends zuvor gelegt hatte, zu befinden, sehe ich mich auf einer Steinbank an einer Straßenecke, ohne Rock, ohne Hut, bloß im Hemde, Weste und Hosen, ausgestreckt und um mich herum mehre Kerls, die mich neugierig ansahen.

„He, munter, Kamerad! sagte einer zu mir, kommt doch endlich zu Euch; wahrscheinlich habt Ihr gestern Abend gut gegessen und noch besser getrunken, und das greift an, wir kennen das!... am andern Morgen ist man ganz verwirrt und weiß nicht mehr, wo man seinen Kopf hat!... aber nach und nach findet sich das wieder.“

Die Worte des Mannes riefen mir in der That alle meine Thorheiten vom gestrigen Tage ins Gedächtniß zurück. Mit hastiger Bewegung griff ich in meine Taschen. Ach, sie waren leer! mein ganzes

Vermögen trug ich auf dem Leibe... ich war schändlich betrogen worden... Vergebens frug ich die Umstehenden nach der Wohnung des jungen Brévillé, Niemand kannte ihn. Ich suchte das Haus, in das mich der Glende geführt hatte, aber keiner sah ihm ähnlich!

Voll Wuth und Scham im Herzen erhob ich mich endlich; ich weiß nicht, zu welcher That ich mich hätte hinreißen lassen, wenn der Betrüger mir jetzt unter die Augen getreten wäre! Aber Du kannst Dir wohl denken, daß er sich vor mir hütete. Ich frug nach dem Weg zu meinem Gasthof und begab mich dahin. Aber was sollte ich nun beginnen, was sollte aus mir werden?... ich hatte nicht einen Sous mehr und sah aus wie ein Bettler!... Nachdem ich den Herrn gespielt und alle meine Wünsche befriedigt gesehen hatte, sollte ich nun von Almosen leben... welch ein schrecklicher Wechsel... Wie sehr sehnte ich mich jetzt nach meinem kleinen Buckligen und unsern magnetischen Vorstellungen... Wenn ich das Metier desselben wenigstens allein hätte ergreifen können... Aber es fehlte mir ja durchaus Alles; selbst das Nothwendigste zur Fertigung der Pillen konnte ich mir nicht anschaffen, und ich fühlte wohl, daß ein Somnambule, der weder Rock noch Strümpfe hat, eine traurige Figur spielen und Niemand in den magnetischen Schlaf zu bringen im Stande sein würde. Ich war indessen fest entschlossen, lieber zu sterben, als mir mein Leben zu erbetteln, und kam endlich in meinem kläglichen Zustande in dem Gasthose an, den

ich den Abend zuvor so glücklich verlassen hatte. Ich trat in den Saal, wo Reisende frühstückten... Man erkannte mich nicht, und die Kellner wollten mich schon fortjagen, als ich meine traurige Geschichte zum Besten gab.

Der Wirth bedauerte mich, bot mir aber mein Zimmer nicht wieder an, worin sich meine wenigen Effekten befanden, die nicht hinreichten, meine Zechen zu decken. Ich blieb unbeweglich vor den Reisenden stehen; ich sprach nichts mehr, aber zwei Thränen rollten mir über das Gesicht, und mein Stillschweigen war beredter, als meine Worte es hätten sein können.

„Nun, junger Freund, was wollt Ihr jetzt beginnen,“ rief eine Stimme mir zu, die plötzlich in meinem Innersten wiederhallte. Ich drehte den Kopf um und sah zwei Militärs am Tische beim Frühstück. „Mein Gott, mein Herr, erwiderte ich dem, der sich für mich zu interessiren schien, ich weiß es nicht... ich habe keine Mittel mehr! — Keine Mittel! daran fehlt es nie, wenn man brav ist und keine Schlichkeiten begangen hat... Da setzt Euch, frühstückt mit uns... und fast Muth; poß Bliß! in Eurem Alter muß man nicht verzweifeln.“

Diese Worte gaben mir meine ganze frohe Laune wieder; ich ließ mich nicht zweimal nöthigen und aß mit tüchtigem Appetit ein gutes Theil von dem Schinken und Käse, woraus das Frühstück der Militärs bestand. Als ich satt war, fing jener wieder an: „Freund, Ihr habt Eure Eltern verlassen, um Thorheiten zu begehen, Euer erster Fehler; Ihr habt Euch mit

Betrü gern und Taugenichtsen abgegeben, Euer zweiter Fehler, und Ihr habt Euch befehlen lassen, Euer dritter Fehler. Bis jetzt seid Ihr indessen noch zu entschuldigen, aber nehmt Euch in Acht. Wenn man betrogen worden ist, wird man oft selbst zum Betrü ger. Das ist jungen Strolchen schon zuweilen passirt, die gleich Euch am Morgen nach einem Feste kein Geld mehr hatten. Man folgt seinen Leidenschaften, dem Hang zur Ausschweifung und zum Müßiggang, man begeht gemeine Handlungen, um existiren zu können, und wird wirklich schlecht, nachdem man zuvor nur leichtsinnig war. Ihr seid auf dem besten Wege hiezu und müßt nunmehr einen Entschluß fassen. Ihr kommt weder zu einem Mittagessen, noch zu einem Rock, wenn Ihr mit müßigen Armen nach den Sternen gafft. Versteht Ihr ein Handwerk? — Nein, mein Herr. — Nun, so werdet Soldat. Nehmt die Muskete über die Schulter und tragt sie mit Ehren. Ihr seid jung, groß, gut gebaut. Seid dabei auch brav, Eurem Vorgesetzten ergeben, und ich verspreche Euch, Ihr sollt vorwärts kommen.“

Dieser Vorschlag gefiel mir so wohl, daß ich von meinem Stuhl hoch aufsprang, und indem ich meinen Gönner umarmen wollte, den Tisch umwarf, worauf zum Glück nichts mehr stehen geblieben war. Meine lebhafteste Freude gefiel dem Sergeanten und seinen Kameraden. Sie führten mich sogleich zu ihrem Kapitän, der mich in seine Compagnie aufnahm, und seitther, ich darf dies sagen, habe ich stets meine Pflicht ehrenvoll erfüllt.

Jetzt weißt Du alle meine Abenteuer, mein lieber Sanssouci. Von denen, die ich beim Regiment erlebt habe und deren Zeuge Du warst, spreche ich nicht weiter. Sie sind übrigens bei allen Braven gleich; Liebshafter, Schlachten, Händel, Versöhnung, gutes Leben, Hunger, Siege, Rückzüge, dies ist ja immer der Inhalt der Lebensgeschichte eines Soldaten.

Jahre vergingen; ich hatte meine Familie nicht vergessen; aber ich gestehe es, ich wollte nur in einem höheren Grade vor ihr erscheinen; ich hatte Aussicht zum Avancement, schon ward mein Herz freudiger über dies Ehrenkreuz!... Da nahmen die Ereignisse plötzlich eine andere Wendung. Als ich aus dem Felde zurückkehrte, dachte ich, meine Eltern würden sich an einem ehrlichen und braven Soldaten nicht schämen, und suchte sie in Paris auf, erfuhr aber ihren Tod!... Dieser Schlag war furchtbar, aber der kalte Empfang, der gemessene und verächtliche Ton meines Bruders erbitterte vollends mein Herz!... Es ist abgemacht, Sanssouci, er soll mich nicht wieder sehen, der Undankbare, niemals soll er von mir wieder hören.

So endigte Jakob seine Erzählung und eine Thräne befeuchtete bei den letzten Worten seine Wange; sie floß seinem Bruder, den er, trotz seines Benehmens gegen ihn, dennoch liebte.

Es fing an dunkel zu werden; Jakobs Erzählung hatte lange gedauert, und Sanssouci hatte mit solcher Aufmerksamkeit zugehört, daß er es nicht bemerkt hatte, wie die Mittagszeit längst vorüber war. Aber als sein Kamerad geendigt hatte, sprang er auf,

schüttelte den Kopf, schlug sich auf den Bauch und sah seinen Freund an.

„Kamerad, Du bist jetzt fertig? — Ja. — Nun denn, vorwärts, weiter. — Wozu, wo willst Du hin? — Gleichviel wohin, wenn wir nur an einen Ort kommen, wo es was zu essen gibt. — Ah, Du hast Hunger? — Ja, Bomben und Granaten! furchtbaren Hunger! mein Magen wird von bloßen Geschichten nicht satt. Die deinige hat mir zwar viel Spaß gemacht, aber nun sie aus ist, fühle ich erst recht, wie nöthig mir etwas Solides thut! — Soll ich wieder anfangen? — Nein, nein, Du sollst mir folgen. — Aber wo denn hin? — Komm Du nur, immer frisch vorwärts!“

Jakob und sein Kamerad machen sich querfeldein auf den Weg. . . Man konnte nicht mehr deutlich sehen, und ihnen war jeder Weg gleich. Jakob schwieg. Sanssouci sang und verfluchte abwechselnd alle Zäune und Hecken, die ihnen den Weg versperreten. Nach einer Stunde endlich bemerkten sie in der Ferne ein Licht.

„Ha! dort auf das Licht los, ruft Sanssouci bei verdoppelten Schritten, da wird man uns gastfreundlich aufnehmen. — Sanssouci, hast Du Geld? — Nicht einen Heller, und Du? — Ich auch nicht! — Gleichviel, nur immer vorwärts!“

Man kam dem Gebäude näher, woraus ihnen das Licht entgegen leuchtete; es schien groß genug, um eine Pächterwohnung zu sein, aber es war schon zu dunkel, um die Gegenstände unterscheiden zu können.

Sanssouci geht, tappend, voran und schlägt mit aller Kraft seine Fäuste und Füße gegen die erste Thüre, die ihm in den Weg kömmt. Umsonst bittet ihn Jakob, weniger Lärm zu machen. Sanssouci will vor Hunger umkommen, und hört nur auf seinen Magen.

Zwei Hunde im Hofe erwidern seinen Lärmen; auf ihr Gebell erheben die Kühe ein Gebrüll und die Esel ein Geschrei. Bei all diesem Getöse hat eine weibliche Stimme von einem Fenster aus die größte Mühe, sich verständlich zu machen.

„Wer ist da? ... Was wollt ihr? — Ei! tausend Donnerwetter! ich irre mich nicht ... sie ist es ... meine Brünette! Habe ich Dir nicht gesagt, Jakob, wir würden was zu Essen bekommen? ... wir sind in der Pächterwohnung; mache auf, mein Mäuschen ... geschwind mach' auf! ... die Liebe und der Hunger bringen mich zu Dir zurück! ... — Wie! sollte er's sein? — Freilich ist er's ... ja ich ... wir sind es! ... Geschwind, Luise, ziehe Dein züchtiges Röckchen an und öffne die Thüre ... Aber bringe Deine Thiere wieder in Ruhe, denn man kann ja sein eigenes Wort nicht verstehen.“

Die Pächterin verläßt das Fenster, um unsere Freunde einzulassen, und Sanssouci unterrichtet indes Jakob, daß sie bei der Ungetreuen seien, wovon er ihm erzählt habe und diese eine sehr gute, gefühlvolle, freundliche, dienstfertige Frau sei.

„Aber ihr Mann, sagt Jakob, ist doch Herr im Hause, und ...“ — Nein, pro primo ist Luise Herr im Hause, und pro secundo ist er eine gute ehrliche

Haut ... O! sie hat mir alles das heute Morgen gesagt. Sie verlangt, ich sollte als entfernter Verwandter, der aus dem Felde zurückkehre, einige Zeit bei ihnen bleiben, ich nahm es aber nicht an, weil ich Dir versprochen hatte, Dich aufzusuchen, und unsere Freundschaft geht doch allem vor. Aber da wir nun einmal hier sind und wir thun können, was wir wollen, meiner Treu! so ... Unser gutes Glück hat uns wieder hieher geführt ... doch still! da kommt sie!" ...

Und wirklich öffnete Luise die Thüre; beim Anblick Jakobs schien sie überrascht. — Ich stelle Euch hier meinen besten Freund vor, sagt Sanssouci, einen Biedermann, einen Kameraden, von dem ich mich nicht trennen kann. — O, schön, wenn das ist ... so ist's auch unser Freund ... Aber mein Mann schläft, doch s'ist gleichviel, Sanssouci, vergiß nicht, daß Du mein Better bist. — Das ist klar! ... abgemacht! ... aber jetzt nach der Küche. — Ich werde euch einen Speckeiertuchen machen! — Das ist delikats! ... Aber bist Du denn so allein? — Ja! unser Knecht verheirathet sich übermorgen, und da schläft er etwas im Voraus, Better. — O, ja was ist schon vorgekommen; gebt nur her, ich werde die Pfanne halten."

In kurzer Zeit war das Abendessen fertig, und Jakob und Sanssouci machten ihm alle Ehre. Luise sah beide lächelnd an und dachte an die Ueberraschung ihres Mannes am andern Morgen, wenn er erfahren würde, daß zwei Freunde im Hause geschlafen hätten!

„Ich werde euch in die kleine Käsestube betten, sagte die Pächterin, sie ist hier nahe und ihr könnt hinein kommen, ohne durch die unsrige zu gehen und meinen Alten zu wecken. Morgen wollen wir ihm Alles erzählen.“

Luiſe legte großes Gewicht darauf, daß ihr Mann nicht geweckt werde; ſie führte ihre Gäſte in ein kleines Zimmer, wo der Wintervorrath an Käſe, längs der Mauer auf Brettern, aufgepflanzt war. Das gab nun eben keinen ſehr lieblichen Geruch, aber zwei Soldaten ſind nicht ſo verwöhnt. Jakob warf ſich aufs Lager und ſchlieſ ſehr bald ein; Sansſouci behauptete, daß die Käſe ihn incommodirten, ſtand auf, um friſche Luft oder was anders zu ſchöpfen; dem ſei, wie ihm wolle, die Nacht verging ſehr angenehm, und der Pächter wachte nicht zur Unzeit auf.

Am andern Morgen war Alles frühe auf den Beinen. Der Pächter Guillot machte bei der Erzählung ſeiner Frau große Augen; er eilte, um ſeinen Better, den alten Soldaten, und ſeinen Freund zu umarmen; er bewillkommte ſie ſehr freundlich, ſieß mit ihnen an; fand in ihnen ein paar herrliche, fidele Seelen und zeigte ihnen im Jubel ſeines Herzens ſeine Hühner, Eſel, Däſen, nebst ſeinem Korn und Heu. Unſere beiden Soldaten fanden Alles ſehr ſchön und im Stande, ſie machten ihrem Wirth Complimente darüber und waren bald ſeine beſten Freunde.

Jakob liebte das Landleben, Wiefen, Wald und

Feldarbeiten; Sanssouci liebte die Pächterin und die Küche. Jakob erzählte Abends seine Schlachten, Belagerungen und Abenteuer. Der Pächter war ganz Ohr und athmete kaum; Sanssouci selbst theilte das Vergnügen der guten Landleute und ermangelte nicht, auch seinerseits hübsche Geschichten zum Besten zu geben. Diese Erzählungen machten ein solches Vergnügen, daß man noch einmal so heiter und froh des Morgens zur Arbeit ging, wenn die Soldaten neue Geschichten für den Abend versprachen.

Die Dorfbewohner erbaten es sich als eine besondere Gunst, an den Vorträgen von Luisens Vetter und seinem Kameraden Theil nehmen zu dürfen, und da man auf dem Lande weder Zwang noch Ceremoniell kennt, so ward das große Zimmer der Pächterwohnung, sobald die Feldarbeiten beendigt waren, mit Landleuten angefüllt. Die alte Bauerfrau brachte ihr Spinnrad, die jüngere ihr Nähzeug mit; das junge Mädchen strickte oder haspelte; in einer Ecke reinigte der Knecht in der Schwinge das Korn für seine Pferde; in einer andern tranken und rauchten die Alten, während die Kinder auf dem Fußboden herum tummelten oder mit Sanssouci's Bart spielten, alle aber hörten dabei aufmerksam auf die Schlachtgeschichten Jakobs. Wenn das Gefecht hitziger wurde und Jakob in Feuer gerieth, dann drückte sich Angst, Furcht und Schrecken auf allen Gesichtern aus ... Die Alte ließ ihr Spinnrad stehen, der Bauer nahm die Pfeife aus dem Munde, der Greis vergaß sein Glas, der Knecht seine Schwinge; ein

jeder streckte mit offenem Munde den Hals vor und wartete auf den Ausgang der Schlacht, um nachher erst wieder seine Arbeit fortzusetzen.

So vergingen schnell acht Tage. Unsere beiden Gäste wollten indessen die Gastfreundschaft des Pächters nicht bloß mit Geschichten bezahlen und halfen ihren Wirthsleuten daher bei ihren Arbeiten. Jakob folgte Guillot aufs Feld und pflügte und grub nach Herzenslust. Anfangs wollte der Pächter es nicht zugeben; aber Jakob bestand darauf, und in kurzer Zeit war er schon sehr geschickt. Sanssouci blieb lieber auf dem Pachtthofe; Luise machte sich anheischig ihn zu beschäftigen, und so hatte er denn auch immer zu thun. Sie war eine tüchtige Frau und konnte einem jungen Kerl schon zu schaffen machen... auf dem Boden, im Keller, im Garten, sogar in der Küche, überall wußte sie ihn zu gebrauchen.

Nach einiger Zeit verließ der Knecht, der sich verheirathet hatte, den Pachtthof, und Guillot brauchte Jemand an seiner Stelle; die Pachtung war nicht unbedeutend, viel Land zu bebauen, und der Pächter dachte, er würde nicht zu viel Hände haben, wenn er Jakob und Sanssouci bei sich behielte. Er wagte es nicht, beiden Freunden den Vorschlag zu machen; aber Luise, der viel daran gelegen war, sie im Hause zu behalten, nahm es auf sich, die Sache ins Reine zu bringen.

Schon bei den ersten Worten fiel Jakob vor Freuden der Pächterin um den Hals. — „Ich fürchtete schon, sagte er, Euch überlästigt zu werden; nun

bietet Ihr mir die Mittel an, ehrlich mein Brod zu verdienen, und ich nehme das mit vielem Dank an. Ich will ein tüchtiger Arbeiter sein, und verspreche Euch, Sanssouci wird es gleichfalls werden. Wir sind beide Soldat gewesen, aber das Gewehr tragen oder hinter dem Pfluge hergehen, heißt beides nicht, seinem Vaterlande dienen?“

Jedermann war zufrieden. Jakob widmete sich eifrig seinen neuen Geschäften; manchmal trat bei seinen Arbeiten das Bild seines Bruders vor seine Seele; dann wurden seine Züge ernst, seine Hand ruhte, seine Augen sahen auf den Weg nach Billeneuve = Saint = George; aber schnell verscheuchte er dann wieder die trüben Gedanken, ergriff von Neuem mit größtem Eifer Hacke oder Pflug und gab sich Mühe, das Bild Eduards aus seinem Innern zu verbannen.

### Fünftes Kapitel.

Bier Monate der Ehe. — Neue Pläne.

Eduard, seine Frau und Mama Germeuil waren in dem hübschen Landhause zu Billeneuve = Saint = George eingerichtet. Eduard, der von seinem Bruder kein Wort gesprochen hatte, zitterte, als er sich dem Dorfe näherte, und war höchst erschüttert, als er zuerst wieder den Fuß in sein Vaterhaus setzte. Jeden Augenblick glaubte er seinem Bruder zu begegnen, und am Tage ihrer Ankunft wollte er durchaus

nicht mehr im Garten spazieren gehen. Indessen war er fest entschlossen, Jakob gut aufzunehmen und seiner Familie vorzustellen, wenn gleich er bei diesem Entschlusse eine gewisse Verlegenheit und Furcht empfand, und sein Gemüth sich dadurch in eine fort-dauernd unzufriedene Stimmung versetzte.

Am zweiten Tage befrug er heimlich den Hauswärter: „Ist Jemand in meiner Abwesenheit hier gewesen? ... habt Ihr den Fremden wieder gesehen, den Mann, der sich immer am Ende des Gartens aufhielt? — Nein, mein Herr, ich habe ihn nicht wieder gesehen, auch hat Niemand nach Ihnen gefragt.“

Eduard holt leichter Athem und kehrt froher zu den Damen zurück. Die Zeit vergeht, man bemerkt das härtige Gesicht nicht mehr. Madame Germeuil fängt manchmal lachend davon an und denkt nicht daran, daß sie ihrem Schwiegersohn dadurch wehe thue, aber endlich vergißt man die Begebenheiten gänzlich und Eduard findet seine Ruhe wieder.

Adelinens Herz hat sich nicht verändert; immer zärtlich, gefühlvoll betet sie ihren Mann fast an; sie ist ganz glücklich, wenn er bei ihr ist und sie in seinen Blicken dieselben Gefühle, dieselbe Liebe, dasselbe Glück liest. Sie trägt ein Pfand seiner Zärtlichkeit unter dem Herzen; ein neuer Beweggrund der Freude, Hoffnungen und Pläne für die Zukunft. Ganz mit dem Glück beschäftigt, Mutter zu werden, ist Adeline jetzt weniger leichtsinnig und lebhaft; sie

denkt daran, daß eine Unvorsichtigkeit ihrem Kinde Schaden kann.

Man sieht wenig Gesellschaft, aber Eduard ist auch noch in seine Frau verliebt und fühlt keine Langeweile. Manchmal findet er wohl die Abende lang, die Partie Piquet mit Madame Germeuil endlos, und die Promenaden in der Umgegend etwas einsörmig, aber Adelinens Liebkosungen und Küsse bleiben immer angenehm und süß.

An einem schönen Tage hält plötzlich ein Wagen vor dem Hause; zwei Damen und ein Herr steigen aus und treten in den Hof. Der Diener fragt nach dem Namen der Fremden, um sie seiner Herrschaft, die im Garten ist, melden zu können; allein man will die Familie Murville überraschen, und die eine der beiden Damen geht ohne Umstände in den Garten und bittet die Andern, ihr zu folgen.

Endlich erblickt man die Gesellschaft. Madame Germeuil und Adeline stehen überrascht auf und laufen der Madame Dolban entgegen.

„Et! Sie sind es, theuerste Freundin, wie liebenswürdig! — Ich habe Sie überraschen wollen, schon lange hatte ich es mir vorgenommen, denn den Aufenthalt auf dem Lande liebe ich leidenschaftlich. Ich habe meine kleine Cousine Jenny mitgebracht, die entzückt ist, mich zu begleiten, und da wir doch einen Cavalier haben mußten, so habe ich mir die Freiheit genommen, Herrn Düfresne einzuladen, dem es zur großen Freude gereicht, seine Huldigung darzubringen.“

Herr Dufresne macht den Damen eine tiefe Verbeugung, und Mama Germeuil versichert der Madame Dolban, daß die Personen, die sie mitbringt, jederzeit willkommen sind.

„Der Herr ist Ihnen übrigens auch nicht unbekannt, erwidert Madame Dolban, denn er war auf der Hochzeit der lieben Adeline; Madame Denaur hatte ihn mitgebracht. — In der That, ich erinnere mich, sagt Madame Germeuil, aber an jenem Tage war man wohl zu entschuldigen, alle junge Leute dem Gedächtnisse nicht besser eingeprägt zu haben ... Erinnern Sie sich noch der sonderbaren Ereignisse an jenem Abend! ... die arme Madame Bolenville und der unglückliche Herr Robineau! ... — Ach! sprechen wir davon nicht, meine Liebe, sonst muß ich aufs Neue zu lachen anfangen! ... Aber wo ist denn Herr Murville? — Er durchstreift die Umgegend, aber er muß bald kommen, haben Sie die Güte, indessen im Hause auszuruhen.“

Man geht nach dem Salon; Dufresne bietet der Madame Germeuil seinen Arm und Adeline führt Madame Dolban und ihre Cousine. Eduard bleibt nicht lange aus. Er scheint angenehm überrascht, Gesellschaft bei sich zu finden. Man mag noch so verliebt sein, die angenehmsten Tête-à-tête langweilen zuletzt; darum weiß eine Kokette sie auch dann und wann zu unterbrechen, um den Wunsch darnach von Neuem anzuregen. Aber Adeline war nicht kokett.

Madame Dolban war noch eine junge Frau; sie

war nicht hübsch, hatte aber angenehme Züge, Anmuth und geselligen Takt.

Die kleine Jenny war achtzehn Jahre alt, einfach, sanft und verstand zu schweigen, wenn ihre Cousine sprach. Was Dufresne betrifft, so kennen wir ihn schon, zwar noch unvollkommen, aber mit der Zeit werden wir seine nähere Bekanntschaft schon noch machen.

Auf Adelinens Hochzeit war er mit Madame Dolban bekannt geworden. Hatte er sich in sie verliebt? Das war zu bezweifeln; indessen betrug er sich gegen sie wie ein leidenschaftlicher Anbeter; indem er ihr angelegentlich den Hof machte, war es ihm gelungen, alle seine Wünsche zu krönen. Madame Dolban war gerade kein Tugendspiegel, aber sie verstand die Kunst, ihre Schwächen zu verbergen, um in den Gesellschaften immer gern gesehen zu werden, in denen man auf Sitte und Anstand hält, und das Haus der Madame Germeuil gehörte zu diesen Gesellschaften.

Dufresne hatte eine vollkommene Herrschaft über Madame Dolban gewonnen, denn diese liebte ihn leidenschaftlich, und hätte Alles für ihn aufgeopfert, obwohl sie es bald bemerkt hatte, daß dieser junge Mann, der sich Geschäftsmann, Courtier, Wechselagent nannte und je nach Umständen alle mögliche Titel annahm, nichts weiter als ein Glücksritter war, der keinen Stand, kein Amt hatte und dessen Substanzmittel ganz zweifelhaft waren.

Eine kluge Frau hätte sofort mit einem solchen Mann gebrochen; Madame Dolban fühlte sich dazu aber nicht stark genug; im Gegentheil gab sie sich ihm

ganz hin, öffnete ihm ihre Börse und machte ihn zu ihrem unumschränkten Herrn, und Dufresne bemächtigte sich ohne Schonung des kleinen Vermögens seiner Freundin, indem er sie mit der Versicherung täuschte, daß er die ausgezeichnetsten Geschäfte mache und bald ihre Kapitalien verdreifachen werde.

Von einem unbekanntem Beweggrunde geleitet, erkundigte er sich oft nach Adeline und ihrem Gemahl. Eines Tages äußerte er den Wunsch, sie in ihrem Landhause zu besuchen, und Madame Dolban willigte ein; sie nahm ihre kleine Cousine mit, um jeden Verdacht einer zu vertraulichen Verbindung mit einem jungen Mann zu entfernen, den sie bei Madame Germeuil einführen wollte.

Dufresne war geistreich, heiter und unterhaltend, wenn er sich liebenswürdig zeigen wollte, und bei unsern jungen Eheleuten that er Alles, was in seinen Kräften stand, um Jedermann zu gefallen. Zuvorkommend, galant, selbst gegen Madame Germeuil (denn er wußte, daß Galanterie den Müttern besonders gefällt) war er liebenswürdig, zurückhaltend und ehrfurchtsvoll gegen Adeline; Eduard aber wußte er durch seinen Geist besonders zu fesseln, und ließ sich vor allen Dingen angelegen sein, dessen Charakter, Geschmack und Ansichten zu studiren.

Alles erhielt jetzt den Anstrich der Festlichkeit im Hause von Villeneuve-St.-George. Drei Personen mehr in einem Hause können schon eine Veränderung darin hervorbringen. Gesang, Musik, Promenaden, Jagdpartien, Fischfang wechselten mit einander ab.

Die Zeit verstrich jetzt sehr rasch für den vergnügungsfüchtigen Eduard, erschien aber sehr lange für Adeline, die jetzt weniger Gelegenheit fand, mit dem Geliebten ihres Herzens allein zu sein.

Am dritten Tage nach ihrer Ankunft sprach Madame Dolban schon davon, wieder nach Paris zurückzukehren, aber Eduard drang in sie, noch einige Tage länger zu bleiben. Er konnte ohne Dufresne nicht mehr leben. Schon vor dem Aufstehen der Damen gingen beide auf die Jagd oder unternahmen weite Morgenpromenaden; Murville war über seinen neuen Freund entzückt. Geist, Frohsinn, immer gleiche Laune, Uebereinstimmung des Geschmacks und der Lebensansichten machten ihm die Gegenwart Dufresne's gleichsam unentbehrlich.

Adeline konnte auf diese neue Freundschaft zwar nicht eifersüchtig sein; indessen empfand sie doch einen geheimen Kummer bei der Ueberzeugung, daß ihre Zärtlichkeit nicht mehr allein das Herz ihres Mannes auszufüllen im Stande war. Die Liebe ist egoistisch, selbst auf die Freundschaft wirft sie neidisch ihr Auge; was einen Augenblick den geliebten Gegenstand fesseln kann, thut ihr Abbruch. Aber diese allzugroße Liebe ist zu entschuldigen und wird nur dann eine Last, wenn sie aufhört, erwidert zu werden.

Madame Dolban und ihre Begleiter nahmen von den jungen Eheleuten Abschied; Adeline war sehr froh darüber: sie konnte mit Eduard nun wieder allein sein, sie konnte ohne Zwang sich mit ihm über ihre Pläne für die Zukunft, die Erziehung ihres Kindes,

und über alle die Freuden, die ihnen im kleinen Familienkreise noch bevorstanden, unterhalten! . . . Murville ging die Trennung nahe, aber er lud Dufresne ein, ihn recht oft zu besuchen, und die Zeit, die seine Geschäfte ihm übrig ließen, wo möglich nur in Billeneuve-St.-George zuzubringen.

Am Abend zog Adeline ihren Mann mit sich in den Garten; sie äußerte ihre Freude darüber, daß sie nun wieder mit ihm allein sein könne, sie drückte seine Hände zärtlich in den ihrigen; sie heftete auf ihn ihre schönen liebeathmenden Augen, und manchmal, wenn sie sich schon im Voraus von ihrem Muttergefühle hinreißen ließ, machte sie ihn auf die leisen Bewegungen des kleinen Wesens, das sie unter ihrem Herzen trug, aufmerksam. Eduard aber war zerstreut, und obwohl er auf ihre Fragen antwortete, schienen doch ganz andere Dinge ihm im Kopf herumzugehen. Adeline bemerkte das, seufzte und der Spaziergang wurde früher als gewöhnlich beendigt.

Als man am andern Morgen beim Frühstück versammelt war, sprach Eduard von Dufresne und dem Vergnügen, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Es sei ein sehr liebenswürdiger Mann von Geist und Vermögen, dem es gar nicht fehlen könne, dereinst ein seltenes Glück zu machen. — „Aber, mein Lieber, sagt Adeline, es scheint mir, als habest Du Herrn Dufresne noch nicht genau genug kennen gelernt! . . .“ — In der That, bemerkt Madame Germeuil, ich halte ihn für einen feinen Mann, er ist in Gesellschaft sehr angenehm und Madame Dolban kennt ihn

unzweifelhaft seit längerer Zeit! ... aber, lieber Eduard, seit acht Tagen erst hast Du ihn gesehen, denn Deinen Hochzeitstag können wir nicht rechnen, da konntest Du nur zu wenig auf ihn Acht geben. — O, gewiß, sagt Adeline seufzend, an jenem Tage dachte er nur an mich ... — Meine Damen, Sie sind sonderbar! gehört denn so viel Zeit dazu, Jemand kennen zu lernen und zu beurtheilen? Ich halte zwei Tage dazu für genug. Was sollte übrigens Dufresne für ein Interesse haben, sich uns anders zu zeigen, als er ist? ... Er bedarf unserer Dienste nicht, und Sie wissen, in der Welt herrscht nur das Interesse; aber wo das nicht ist, warum sich da Zwang anthun? Dufresne hat Vermögen, macht gute Geschäfte. — Was für Geschäfte? — Ha! ... Geschäfte an der Börse, Handelspekulationen, kurz, sehr brillante Geschäfte, wie er mir sagt. — Hat er ein Comptoir, ein Bureau, ein Amt, ist er Advokat, Agent? — Nein! ... nein! ... aber man hat das alles jetzt nicht nöthig, um Geld zu verdienen ... Ueberdies, meine Damen, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie von derlei ernstern Dingen nichts verstehen. — In der That, lieber Freund, Du bist sehr artig! ... Und warum glaubst Du denn, daß wir nicht eben so gut, als die Männer, es zu beurtheilen verstehen, was uns nützlich sein kann oder nicht? — Weil Ihr nicht dazu erzogen seid!“

„Lieber Freund, erwidert Madame Germeuil, Erziehung gibt uns weder Geist noch Urtheil. Glaube mir, eine Frau kann sehr guten Rath ertheilen, und

die Männer haben in der Regel Unrecht, darauf nicht zu achten. Der einzige, den ich Dir jetzt geben will, ist der, nicht zu leicht eine eng vertrauliche Verbindung mit Jemanden zu schließen, den Du erst seit acht Tagen kennst. Freundschaft soll vorsichtig sein. — Aber Eduard ist von zu gutem leichtgläubigen Charakter. — O! ich kenne meine Leute ... Ich stehe dafür, daß Dufresne's Freundschaft mir sehr nützlich sein wird. — Wie denn? — Ei der Tausend! ich werde es machen, wie er, um unser Vermögen zu vermehren, werde ich auch spekuliren. Ich fühle übrigens sehr wohl, daß ein Mann ohne Geschäfte nicht leben kann. Wenn wir in Paris sind, werde ich nicht vom Morgen bis Abend spazieren gehen, mich mit der Jagd und dem Fischfang abgeben. — Habe ich Dir das nicht gesagt, als Du Deine Anstellung aufgeben wolltest? erwiderte Mama Germeuil, aber damals wolltest Du nicht auf mich hören. — Ei! liebe Mutter! wenn ich zwanzig Jahre hinter dem Bureautisch sitze, was habe ich am Ende davon? ... vielleicht zwei Jahre vor meiner Pensionirung Bureau-  
 chef zu werden; eine schöne Aussicht! ... statt dessen kann ich jetzt sehr reich werden ... — Wie Eduard, so gewinnsüchtig bist Du auf einmal? — Ich bin nicht gewinnsüchtig, liebe Adeline; und wenn ichs wäre? ... unsere Familie kann sich noch vermehren, und es ist wohl zu rechtfertigen, an das Fortkommen seiner Kinder zu denken ... — Ohne Zweifel ... ohne Zweifel ... versetzte Madame Germeuil, aber oft setzt man das Gewissen aufs Spiel, um eitlen

Chimären nachzujagen. — O! sorgen Sie nicht, bloß eiteln Chimären werde ich nicht nachjagen ... ich werde nur ganz sicher gehen, nur wenig riskiren, umsichtig handeln und übrigens nur den guten Rath Dufresne's befolgen."

So endigte sich diese Unterredung. Eduard ging hinaus, um seine neuen Glückspläne allein besser verfolgen zu können, Madame Germeuil ging traurig auf ihr Zimmer und Adeline suchte die einsamsten Gartengänge auf, um ihren Träumereien nachzuhängen.

### Sechstes Kapitel.

Rückkehr nach Paris. — Der Geschäftsmann.

Nach einigen Tagen besuchte Dufresne unsern Landbewohner. Eduard empfing ihn wie einen alten Freund, Madame Germeuil mit Höflichkeit und Adeline etwas kalt. Er sprach viel von seinen Geschäften, Spekulationen, Unternehmungen. Alles das reizte Murville, der schon vor Begierde brannte, sich in die neue durch seinen Freund ihm eröffnete Carrière zu stürzen, um so mehr, als er, über das geringe Vertrauen seiner Schwiegermutter piquirt, lebhaft wünschte, sie von ihrer unbegründeten Furcht zu überzeugen.

Trotz aller Ueberredung Eduards blieb Dufresne doch nur einen Tag. Seine Zeit war zu sehr in Anspruch genommen ... sein Interesse rief ihn nach Paris zurück. Aber mit der schönen Jahreszeit war es ziemlich vorbei, man konnte nicht mehr lange auf dem Lande

bleiben, denn man war zu Ende Oktobers und bereits sechs Monate in Billeneuve-St.-George. Eduard sah mit Freuden dem Augenblick entgegen, wo man nach Paris zurückkehren wollen würde. Adeline machte ihm hierüber Vorwürfe; Madame Germeuil schwieg, aber sie fürchtete für die Zukunft, denn ihre Hoffnungen und Wünsche bei der Verheirathung ihrer Tochter schienen sich nicht bestätigen zu wollen. Murville war schwach und unentschlossen, und überdies richtete sich Adeline ganz nach seinem Willen. „Ach, dachte die gute Mutter oft, meine Tochter ist zu zärtlich, zu nachgiebig und sanft, sie ist keine Frau für Eduard. Sie sollte Herrin im Hause sein, aber sie kann ihn nur lieblosen und seufzen!... und wird er dumme Streiche machen wollen, wird sie sich ihm nicht widersetzen können!... Wir wollen hoffen, daß es anders kommt.“

Man ist wieder in Paris angelangt. Hier denkt Eduard an nichts anderes, als an die Realisirung seiner Pläne. Alle Tage geht er nach der Börse und in die Kaffeehäuser, wo sich die Geschäftsleute versammeln; er schließt noch kein Geschäft ab, aber er horcht hie und da, schwätzt mit Diesem und Jenem und macht Bekanntschaften; Dufresne findet sich oft ein und hat Eduard versprochen, ihn an seinen ausgezeichneten Spekulationen Antheil nehmen zu lassen. Und geht es auch mit den Geschäften nicht, so bringt man seine Zeit angenehm mit Lachen, Tagesneuigkeiten, Gesprächen über Theater, Bälle, Moden, Konzerte und galante Abenteuer hin. Der Cours der

Renten hindert nicht, sich auch mit dem Curs der Literatur, Musik und des Tanzes zu beschäftigen. Indem man den Curs von Wien auf London notirt, kann man wohl auch leicht nach der Schauspielerin fragen, die in dem neuen Stück auftreten soll; man verkauft Papiere und miethet zugleich eine Loge in der Oper; man lobt die Rechtschaffenheit dieses oder jenes Handlungshauses, gleichzeitig aber auch die Originalität Byrons, die Pünktlichkeit eines Courtiers und die Pirouetten einer Taglioni; man kennt den Grund eines Falliments, aber auch die Scenerie des Melodramas, das so viel Glück macht; man weiß, was auf dem letzten Ball eines Bankiers und in der kleinen Gitterloge seiner Frau vorgefallen ist. Kurz, man weiß, man kennt Alles, weil man über Alles spricht. In allen solchen Versammlungen macht man Krieg und Frieden, Regen und schönes Wetter; man theilt, vereinigt oder vergrößert die Länder mit dem Stockknopf oder der Reitpeitsche; man kennt die Kabinettsgeheimnisse jedes Hofes!... aber man kommt manchmal zu seiner Frau nach Hause und weiß nicht, was in seinen eigenen vier Wänden vorgekommen ist.

Abeline beklagt die schönen Tage, die sie in der ersten Zeit ihrer Ehe auf dem Land verlebt hat. Ihr Mann liebt sie jedoch immer noch, sie zweifelt nicht daran; aber sie sieht ihn seltener, und wenn er bei ihr ist, so spricht er nicht mehr von Liebe, Beständigkeit und ehelichem Glück, sondern von seinen glänzenden Geschäften, Spekulationen und bedeutenden Vortheilen.

„Aber wozu haben wir denn so viel Geld nöthig, lieber Freund! fragt darauf Adeline, ihn an sich drückend, ich werde Mutter werden, das ist für mich das Werthvollste; dazu Deine Liebe, weiter wünsche ich nichts. — Liebes Kind, was Du da sagst, ist recht hübsch; ich theile Deine Gesinnungen, aber ich sehe weiter als Du... Sei nur ruhig, wir werden dereinst sehr glücklich werden... — Ach, lieber Eduard, nie so sehr, als ich es schon war; bevor Du Dufresne kennen lerntest, beschäftigtest Du Dich nur mit mir! — Nun fängst Du wieder von Dufresne an?... Du kannst ihn nicht leiden, verabscheust ihn... Aber was hat er denn gethan? er gibt mir guten Rath, zeigt mir den Weg zum Glück; ich sehe nicht ein, was darin so Widerwärtiges liegt! — Ich verabscheue Niemand... — Und doch nimmst Du ihn so kalt auf, sowie auch Madame Dolban... — Ich nehme ihn auf wie jeden Andern. — O gewiß, Du möchtest wie ein Murmelthier leben!... Niemand bei Dir sehen! — Das sage ich nicht, aber sonst genügte ich Dir, und es gehörte nicht Gesellschaft dazu, wenn Du Dir im Hause gefallen solltest. — Nun ja, nun wirfst Du weinen!... Thränen sind keine Gründe!... Du bist so kindisch!... Du weißt ja, daß ich Dich liebe, nur Dich allein liebe! — Nun... ich will nicht mehr weinen, und wenn es Dir Vergnügen macht, so wollen wir recht viel Gesellschaft bei uns sehen. — O, das will ich gerade nicht sagen, indessen, wir werden sehen, wenn meine Pläne glücken; Dufresne hat mir gesagt, es würde nicht übel sein,

wenn ich kleine Abendgesellschaften... einen kleinen Punsch mit einem Paar Violinen, einigen Ecartésischen gäbe... O, aber sprich nicht davon mit Deiner Mutter... Du weißt... sie ist so sonderbar... — Ich werde nichts sagen, lieber Eduard!"

Eduard geht seinem Geschäfte nach und Adeline bleibt allein zu Hause. Sie läßt jetzt ihren Thränen freien Lauf, denn sie fühlt es nur zu gut, daß ihr Mann nicht mehr derselbe ist. Er liebt sie ja aber noch, ist ihr auch nicht untreu; warum denn sich über eine Veränderung so betrüben, die in der Natur liegt und die nichts verhindern kann? Acht Monate Ehestand haben in Adelinens Zärtlichkeit nichts geändert; ihre Liebe ist immer noch so leidenschaftlich und ungeschwächt wie früher, aber das Herz eines Mannes bedarf der Ruhepunkte: es kann nicht lange mit gleichem Feuer lieben, es schlägt heftig und steht bald wieder still, es entzündet sich leicht und erkaltet bald wieder, es ist kein gleichmäßiges Feuer darin, bei der kleinsten Veranlassung lodert es auf und verlöscht eben so leicht.

Die junge Frau sagt sich das Alles, um sich zu trösten; hauptsächlich nimmt sie sich vor, ihrer Mutter ihren Kummer zu verbergen; aber ihre Meinung über Dufresne vermag sie nicht zu ändern: dieser Mensch erregt in ihr ein widerwärtiges Gefühl, worüber sie sich keine Rechenschaft geben kann. Und doch ist er artig, galant gegen sie, und hat nie die Achtung und zuvorkommende Bescheidenheit gegen sie aus den Augen gesetzt; was ist ihr denn da an ihm zuwider?...

Sie weiß es nicht, aber sie mag ihn nicht leiden, sein Blick macht sie verlegen; sie glaubt in ihm einen gewissen Zwang zu bemerken, den sie nicht erklären kann; wenn sie ins Zimmer tritt, scheint Dufresne unruhig und verwirrt; er entfernt sich, wenn Madame Dolban kömmt; er schweigt, wenn er zufällig allein mit Adelinen im Zimmer ist, aber seine Augen verfolgen alsdann alle ihre Bewegungen, und haben einen Ausdruck, den sie nicht ertragen kann.

Einige Tage nach jener Unterredung mit seiner Frau kommt Eduard voll Triumph nach Hause; sein Gesicht ist heiter, sein Auge strahlt vor Freude. „Was hast Du denn, lieber Sohn, was ist denn geschehen, fragt Madame Germeuil, Du scheinst ja sehr zufrieden zu sein? — In der That, ich habe auch Ursache dazu. — Lieber Freund! Du wirst unzweifelhaft an Deiner Freude Theil nehmen lassen. — Ja, meine Damen, und ich denke, Sie werden aufhören zu sagen, daß ich bloßen Chimären nachhänge; durch den glücklichsten Zufall der Welt machte ich vor Kurzem die Bekanntschaft mit einem sehr reichen Ausländer, der sich in Frankreich niederlassen will. Er suchte in der schönsten Gegend der Stadt ein sehr großes, schönes und ganz möblirtes Hotel. Ich schaffe ein solches an, er besieht es, ist ganz entzückt darüber, kauft es und gibt mir sechstausend Franken für meine Mühe, und ebensoviel schickt mir der Verkäufer an Provision... Nun! ist das nicht schön... zwölftausend Franken in einem Augenblicke verdient, nicht wahr? — O ja, lieber Sohn, aber seit drei Monaten bist Du einem

solchen Augenblick schon nachgelaufen! — Zwölfstausend Franken!... das verlohnt schon der Mühe! — Das ist wahr! aber solche Aufträge müssen selten sein! — Dann gibt es andere. — Immer glücken sie aber auch nicht so. — O, wenn man auch alle Tage zwölftausend Franken verdienen wollte, das wäre zu viel! — Ich denke doch, bei diesem Geschäfte hast Du Dufresne nicht nöthig gehabt? — O, er wird mir noch bessere verschaffen... Aber jetzt muß ich ein Bureau, ein Comtoir haben... Sie können wohl denken, daß ich meine Kunden und Geschäftsleute weder im Salon, noch im Schlafzimmer empfangen kann... Ein besonderes Zimmer mit Repositorien und Cartons angefüllt, das imponirt, und da ich ein solches hier nicht haben kann, so müssen wir ausziehen. — Was, mein Sohn, Du willst diese Wohnung verlassen? — Ach, lieber Freund, hier wurden wir von unserer guten Mutter vereinigt, hier hat Hymen unsere Wünsche gekrönt, hier war ich so glücklich! — Liebe Abeline, man gefällt sich überall, wenn man reich ist. Wir werden uns eine viel schönere Wohnung miethen... Dieser Salon ist zu klein. — Um Freunde darin aufzunehmen, ist er groß genug. — Ja, aber man empfängt nicht bloß Herzensfreunde, auch Geschäftsfreunde!... — Lieber Sohn! Du willst einen Luxus anfangen, wozu Deine Mittel nicht hinreichen, erwägt Du das auch? — Ich will mich bestreben, reich zu werden, und ich glaube, das ist ein sehr löbliches Streben; warum soll ich nicht versuchen, was tausend Anderen geglückt ist? Habe ich

etwa weniger Fähigkeiten, weniger Mittel als Andere? Ich kann Ihnen das Gegentheil beweisen. Wer war jener Fabrikant, dessen Namen überall mit so viel Achtung genannt wird, der so ungeheure Reichthümer, einen so unbegrenzten Kredit hat? Er kam nach Paris, ohne einen Sous in der Tasche zu haben; er konnte bloß schreiben und rechnen; als Commis trat er in ein Geschäft, dessen Eigenthümer er jetzt ist; aber er hatte Ambition, er war fleißig und Alles glückte ihm. Und jener Financier, der jetzt die großen Geschäfte macht, er kam aus seinem Dorfe, bat um freies Unterkommen in den Gasthäusern, schlief auf Stroh, und war zufrieden, wenn er seinen Hunger mit trockenem Brode stillen konnte. Auf dem Plage du Péron trieb er sich umher, im Kampfe mit sich, ob er betteln oder sich ins Wasser stürzen sollte! Da gab ihm ein Kaufmann einen Brief zu besorgen; die Pünktlichkeit, der Eifer, womit er seinen Auftrag ausführte, nahm für ihn ein. Ein Jeder gab ihm Commissionen; es gelang ihm, einiges Geld zu verdienen; er machte für eigene Rechnung Geschäfte; das Steigen und Fallen der Course war ihm günstig; kurz! er wurde ein Millionär. Hundert solche Beispiele könnte ich anführen!... und wenn man aus Nichts Etwas werden kann, so scheint es mir noch leichter, reich zu werden, wenn man schon einige Hülfquellen hat. — Mein Sohn, wenn man nichts hat, so setzt man auch nichts aufs Spiel, und kann sich nicht ruiniren. — Ei, Madame, nur Thoren ruiniren sich. — Es ist besser ein Thor, als unredlich sein, und viele Menschen

haben auf Kosten Anderer Reichthümer gesammelt. — Ich hoffe, Madame, daß Sie nicht voraussetzen werden, ich wolle mich auf solche Weise bereichern? — Nein, gewiß nicht!... aber vor allen Dingen bedarf es der Ordnung und der Sparsamkeit... dadurch, und nicht durch Gesellschaften und kostbare Bälle sind jener Fabrikant und Financier reich geworden! — Madame, andere Zeiten, andere Hülfsmittel; heutzutage macht man die größten Geschäfte spielend, beim Vergnügen; bei einem Glase Punsch schließt man einen Handel ab, man unterzeichnet ein Geschäft beim Bouillot oder Ecartétisch, man kauft Renten, indem man eine Anglaise tanzt, und dabei sehe ich kein Unrecht!... Das nennt man seine Geschäfte spielend treiben!... — Das freilich, aber nicht solide. Was mich betrifft, ich werde zu meinem Geschäftsmann Niemand wählen, der große Feten gibt, und wenn es Dein Vorsatz bleibt, diese Wohnung zu verlassen und so zu handeln, so erkläre ich im Voraus, daß ich nicht mit Euch ziehen werde.

Eduard antwortet hierauf nichts, nimmt seinen Hut, verläßt das Zimmer und verwünscht die Weiber, die sich in Dinge mischen, wovon sie nichts verstehen. Madame Germeuil bleibt mit ihrer Tochter zurück.

„Ach, Mama! ruft Adeline, indem sie ihre Mutter umarmt, seien Sie doch auf Eduard nicht böse!... Ich allein bin die Schuldige, ich habe ihn damals veranlaßt, seine Anstellung aufzugeben... Aber konnte ich das auch vorhersehen?... Dieser Dufresne, seine Rathschläge gehen meinem Manne im Kopfe herum. —

Liebe Abeline, schon in den ersten Tagen nach Deiner Verheirathung mußttest Du Dich des Geistes Deines Mannes versichern, ihn gewöhnen, nach Deinem Willen sich zu richten; damals war Dir das leicht!... Du hast aber das Gegentheil gethan!... — Ich dachte nur daran, ihm zu gefallen, und wir hatten ja damals beide nur einen Willen! aber bald werde ich Mutter werden... Ach! ich erwarte diesen Augenblick mit Ungeduld, ich bin überzeugt, daß sein Kind ihn alle seine Ideen von Reichthum und Macht vergessen lassen wird. — Möchte es wahr werden!"

Der von der Natur bestimmte Termin rückte immer näher, und Eduard sah wohl ein, daß es jetzt nicht Zeit zum Ausziehen sei. Er sprach also nicht mehr von seinen Plänen und Abeline glaubte schon er habe sie aufgegeben. Bald darauf wurde sie von einem niedlichen, gesunden Mädchen entbunden, das ein treues Ebenbild der Mutter war. Eduard wünschte, Dufresne sollte Pathestelle bei dem Kinde vertreten, aber Mama Germeuil war entschieden dagegen; er mußte wohl nachgeben und statt seiner sich mit einem alten, sehr rechtlichen, geregelten und gemessenen Rentier begnügen, der seiner Frau Gevatterin drei Schachteln Bonbons und zwei paar Handschuhe verehrte, und versprach, alle Wochen einmal bei der jungen Mama zu essen, um sich nach dem Befinden seiner kleinen Pathe zu erkundigen.

Eduard ließ Alles gehen, aber er wartete nur auf die vollkommene Wiederherstellung seiner Frau, um seine Projekte auszuführen; im Stillen wünschte

er, daß seine Schwiegermutter auf ihrer Drohung, nicht mit ihnen die neue Wohnung zu beziehen, beharren möchte, um ihrer ferneren Rathschläge und Ermahnungen, die ihm allmählig zuwider wurden, überhoben zu sein.

Adeline überläßt sich ganz ihrem Muttergeföhle; sie stillt ihr Kind selbst, trotz Eduards Einwendungen, daß das durchaus keinen feinen Ton verrathe; diesmal aber widersteht sie seinen Ansichten; die Mutterliebe behauptet ihre Rechte, und diese neue Empfindung mäßigt einigermassen die Neigung, die bisher in ihrem Herzen vorherrschend war.

Seit einiger Zeit läßt sich Madame Dolban seltener im Hause Murville's sehen; Adeline und ihre Mutter kennen die Veranlassung dazu nicht, aber sie sind nicht unzufrieden, sich jetzt seltener in der Gesellschaft Düsresne's zu befinden, der jene regelmäßig begleitet, sie leben der Hoffnung, daß Eduard so dem überwiegenden Einfluß Düsresne's weniger ausgesetzt sein werde.

Sie irren sich jedoch. Düsresne hütet sich wohl, die Bekanntschaft Murville's zu vernachlässigen, dessen Charakter er jetzt vollkommen kennt; er weiß sehr gut, welche Vortheile er hievon zu ziehen beabsichtigt. Er hat übrigens sehr große Pläne, mit denen wir uns bald näher vertraut zu machen Gelegenheit finden werden. Als schlauer, umsichtiger Intriguant wartet er nur auf den günstigen Moment, seinen Plan auszuführen. Er sieht, daß Madame Germeuil ihn nicht leiden kann, ihre Gegenwart ist seinem

Vorhaben hinderlich; er weiß daher geschickt den Samen der Uneinigkeit zwischen ihr und ihrem Schwiegersohn auszustreuen, und findet das Mittel, sie zu entzweien, darin, daß er Eduard überredet, eine größere Wohnung zu miethen, um glänzende Abendgesellschaften geben zu können. Täglich sehen sich die beiden Freunde; sie bringen einen Theil des Vormittags zusammen zu, und wenn Murville des Abends seine Wohnung verläßt, so geschieht es nur, um irgendwo mit Düsresne zusammen zu kommen. Eduard kann ohne ihn nicht mehr fertig werden, ohne seinen Rath nichts mehr thun und unternehmen!... Wenn aber seine Frau eine Meinung ausspricht oder seine Schwiegermutter ihm Vorstellungen macht, so fährt er auf und behauptet, sein eigener Herr zu sein, während er doch nur der Spielball dessen ist, der seinem Geschmack zu schmeicheln weiß. Wunderlicher Charakter! von Natur schwach und halsstarrig ohne Grund. Er will Charakterfestigkeit zeigen, und von Andern sich nicht leiten lassen, und hat doch nicht Verstand genug, Recht von Unrecht zu unterscheiden; so überläßt sich Eduard ganz dem Willen dessen, der ihm insgeheim beständig rathet, beharrlich in seinen Plänen zu sein, und wohl weiß, wie man einen schwachen Menschen behandeln muß, der in seinen Augen nur weiches Wachs ist, das jede Form annimmt.

Adelinens Gesundheit leidet nicht bei den neuen Sorgen, denen sie sich hingibt; im Gegentheil erscheinen ihre Züge jetzt noch reizender, ihre Augen

noch sanfter, ihr Gang noch graziöser; sie ist wunderlieblich mit ihrem Kinde auf ihrem Arme; ein anderer als Murville würde sie jetzt noch weit schöner finden, aber ein Ehemann macht selten solche Beobachtungen, ja er glaubt oft das Gegentheil. Zu seinem Nachtheil bemerken dann oft Andere die Schönheit seiner Frau, bewundern, was er nicht erkennt, loben, was er aufgehört hat zu loben, und entbrennen für das, was er vernachlässigt; daran denken die Herrn Ehemänner nicht, machen sich deshalb nur wenig Sorgen darüber, und eben deshalb wird ihnen oftmals so hart mitgespielt.

Ein Mann sah Alles, worauf Eduard nicht mehr achtete; er verfolgte Adeline mit den Augen, ohne daß sie es bemerkte; er bewunderte ihre Reize, erleth die, die er nicht sah, und verschlang mit seinen Blicken alles, was er nicht sehen konnte. Eine heftige Leidenschaft beherrschte ihn und er harrte nur auf den günstigen Augenblick, ihr freien Spielraum zu lassen. Er hatte zwar wenig Hoffnung, wieder geliebt zu werden, das wußte er wohl. Adeline war die Tugend selbst; sie lebte nur für ihren Gemahl und ihr Kind, aber der leidenschaftlich Liebende kennt kein Hinderniß . . . nichts kann den ungestümen Strom aufhalten, den das Ungewitter nur noch drohender macht, nichts seine Liebe zurückschrecken; wenn man zügellose Wünsche, tollkühne Begierden, die seit lange her sein Herz schon erfüllen, so nennen darf. Er ist entschlossen, alles zu versuchen, alles zu unternehmen und zu wagen, um Adeline zu besitzen; seine

längst zurückgehaltene Leidenschaft hat deshalb nur an Stärke gewonnen; das Feuer, das in ihm lodert, soll alles entzünden, wenn es losbricht. Aber wer ist denn dieser geheimnißvolle Mann, dessen Liebe uns bisher noch verborgen war, wer ist es? ... Du kennst ihn, lieber Leser, und ich stehe dafür, du hast ihn schon errathen.

Eduard beschäftigt sich mehr als je mit seinen Handelsprojekten, wovon er nichts versteht, die ihm aber deshalb nicht weniger verführerisch erscheinen. Er miethet ein elegantes Hotel, ein modisches Cabriolet; kauft prächtige Möbel, richtet sich ein schönes Arbeitsbureau ein, was von allen Seiten mit Repositorien versehen ist, worauf sauber beschriebene Cartons stehen, die freilich noch leer sind, aber bald in Folge überhäufeter Geschäfte voll sein werden. In ihrer Erwartung nimmt er bereits einen Commis an, der seine Zeit mit Zeitungslesen und Federschneiden zubringt.

Adeline wird in die neue Wohnung eingeführt. Sie betrachtet Alles, seufzt und schweigt. Madame Germeuil dagegen bricht in Vorwürfe aus und bereitet ihrem Schwiegersohn eine sehr heftige Scene. Sie prophezeit ihm, daß er sich an den Bettelstab bringen werde, Eduard wird beleidigend und ausfahrend, und ein völliger Bruch ist die Folge davon. Madame Germeuil verläßt ihren Schwiegersohn mit dem Schwur, ihn nie wieder zu sehen; sie bleibt unerbittlich bei den Thränen ihrer Tochter, Thränen, welche die gute Mutter im Grunde ihres Herzens

sich selbst vorwirft; denn sie fühlt sehr wohl, daß sie ihre Tochter an einen festen, vernünftigen, und nicht an einen schwachen, charakterlosen Mann hätte verhehlichen sollen, der nicht Verstand genug hat, seine Fehler einzusehen und zu viel Halsstarrigkeit und Eigensinn, sie abzulegen. Aber das Unglück war geschehen.

Nach der Trennung von Madame Germeuil folgt eine neue Scene zwischen den Eheleuten, denn Adeline kann nicht umhin, auf ihren Mann zu schelten; sie beschwört ihn, ihre Mutter wieder zu ihr zurückzuführen; aber er ist hartherzig genug, sich einer Versöhnung oder irgend einer Ausgleichung zu widersetzen, und erklärt seiner Frau, daß er entschlossen sei, ganz nach seinem Willen zu handeln, daß alle Vorstellungen ihrerseits künftig in seinem Verfahren nichts ändern würden, und daß er es überdrüssig sei, sich von Frauen leiten zu lassen.

So ist denn also die brillante Wohnung des neuen Geschäftsmanns mit Thränen eingeweiht; Murville aber läßt sich dergleichen klägliche Dinge nicht zu Herzen gehen; er hat ganz andere Sachen im Kopfe. Durch Dufresne soll er an einem reichen Seefahrer, der nach Paris kommt, fünfzigtausend Franken für Unterbringung seiner Kapitalien verdienen. Um mit diesem Millionär bekannt zu werden, will er einen glänzenden Ball geben, auf welchem jener durch einen Dritten bei ihm eingeführt werden soll.

Der Ball ist beschlossen, und dem Rath seines Freundes zufolge, trifft Eduard die größten Vorkehrungen

zu einer Fete, die seinen Rang in der großen Welt feststellen soll . . . Die Kosten dazu sind freilich ungeheuer, die unlängst gewonnenen zwölftausend Franken sind schon ausgegeben; man muß einige Anleihen machen, denn die Einnahmen haben zum Ankauf der Möbel und der Dekorirung des Hauses nicht hingereicht; aber das schadet alles nichts; man muß säen, um zu ernten, das ist Düsresne's Grundsatz, und er selbst beweist es, daß man sich gut dabei befindet. Nie hat sich Eduard glücklicher und heiterer gefühlt; er hat ein Cabriolet, einen Jokei, Diamanten, ein schönes Hotel, es ist keine Frage, er muß glänzende Geschäfte machen.

### Siebentes Kapitel.

Große Abendgesellschaft. — Liebeserklärung, wenn man will.

„Liebe Frau, sagt eines Morgens Eduard zu Adelinen, ich gebe morgen eine große Fete, einen Ball; triff Deine Einrichtungen, um die Honneurs zu machen. — Du gibst eine Fete, und wem denn? Solltest Du Dich mit Mama wieder ausgesöhnt haben? — Von Deiner Mutter ist nicht die Rede! . . . das ist eine Frau, die sich in Sachen mischt, wovon sie nichts versteht, und die uns hindern will, uns angemessen auszudehnen, weil sie es vorzieht, in ganz kleinem Kreise zu leben . . . Du wirst einsehen, daß darin nicht Sinn und Verstand ist. Wenn ich aber einmal fünfzigtausend Franken Renten haben werde,

wird sie, denk' ich, es mir schon verzeihen, ihren Rath nicht befolgt zu haben. — Dann wird es wohl sobald noch nicht geschehen! — Eher, als Sie es glauben, Madame, ich handle dem gemäß. — Und darum gibst Du die Gesellschaft? — Gerade deshalb. — Was für Personen werden denn eingeladen? — Ah, wir werden sehr viele Gäste haben. Das gehört jetzt dazu; ist seiner Ton, wenn man in einem Salon sich nicht drängt und stößt, glaubt man, sich nicht amüsirt zu haben. — Ach, lieber Mann, welche Narrheit! wer hat Dir denn das gesagt? — Das sind keine Narrheiten, Frau, ich komme in die große Welt, während Du Dein Kind wiegst. — O, ich weiß es ja, daß Du bei mir es nicht mehr aushältst. — Das ist nothwendig, ich muß in allen Gesellschaften sein, um Gesellschaftsbekanntschaften zu machen. — Auch gefährliche manchmal!... — Und wenn... bei Gott! ich bin kein Kind mehr, ich kenne meine Leute... Freilich, wenn man Dich und Deine Mutter hört, so sollte man glauben, ich sei sehr unerfahren. — Lieber Mann, ich habe das nie gesagt... aber ich kann nicht umhin, mit Behmuth an jene Zeit zurückzudenken, wo ich allein Dir genügte, wo Du Deine ganze Zeit bei mir zubrachtest und nicht die große Welt aufsuchtest... Warst Du denn damals nicht glücklich? — O gewiß! — Warum hast Du denn damals Deine Lebensweise geändert? ... — Warum? ... warum? ... Du machst mir da eine komische Frage!... Man kann doch nicht immer verliebt sein, nicht wahr? — Ach ja! das sehe ich!

aber nach einem Jahre glaubte ich es nicht schon zu erfahren... — Nicht wahr, nun wirst Du mir wieder Vorwürfe machen?... Die Frauen können doch nie vernünftig sein! — Ich mache Dir ja keine Vorwürfe, lieber Eduard, gib Gesellschaften, so viel Du willst, wenn es Dir Vergnügen macht, ich werde mich nicht widersetzen. — Ah! so bist Du lebenswürdig... O! Du bist nicht so eigensinnig, wie Deine Mutter!... Und ich wiederhole es Dir, es ist ja alles zu unserem Glücke. Triff also die nöthigen Vorkehrungen. Ich habe schon Alles bestellt, eingerichtet, angeordnet, Du hast nur die Ausführung meiner Befehle zu überwachen... — Schon gut. Aber wovon werde ich mit Leuten sprechen, die ich nicht kenne? — O, sei deshalb unbesorgt!... man begrüßt sich, man lächelt jedem zu!... Mit Deiner Grazie, Deinem Verstand wirst Du Dich schon lebenswürdig zeigen!... — Ich möchte es für Dich allein sein. — Bin ich Dir denn untreu? Ich bin gewiß so vernünftig. — Wenn es nur immer so bleibt! — Fürchte nichts, ich liebe nur Dich... ich gehe, noch einige Einladungen zu machen, und beschäftige Du Dich indessen mit unserer Gesellschaft.“

Eduard küßt seine Frau und geht. Adeline erkundigt sich nach Allem, was am andern Tage geschehen soll; sie ist über die ungeheuren Kosten, die erfordert werden, im höchsten Grade erschrocken, aber es läßt sich jetzt nichts mehr ändern. Nachdem sie ihre Befehle gegeben hat, besucht sie ihre Mutter. Ihr will sie ihren Kummer anvertrauen, und doch

verbirgt sie ihr den größten Theil ihrer Besorgnisse, um sie nicht noch mehr gegen ihren Mann aufzubringen. „Ach! sagte sie, so lange er mir treu bleibt, werde ich mich nicht beklagen, denn Alles kann ich ihm verzeihen, nur seine Gleichgültigkeit nicht.“

Am andern Tage ist vom frühen Morgen an Alles in Murville's Hause in Bewegung. Die Dienerschaft reicht zu den vielseitigen Verordnungen nicht hin; Arbeiter bringen Teppiche, Kronleuchter, Candelaber, und stellen längs der Treppe Blumenvasen auf. Tapezierer, Möbelhändler, Dekorateurs füllen die Säle, und drängen sich überall mit den Dienern des Hauses; bald erscheinen auch die Traiteurs, Conditors, Eishändler, Limonadiers, bemächtigen sich der Speisezimmer und verzieren die Buffets, die aufs Prachtvollste Alles darbieten sollen, was nur dem Auge, Geruch und Geschmack schmeicheln kann. Adeline will sich durch einige Zimmer in das Cabinet ihres Gemahls begeben; sie ist ganz betroffen über das Geschrei und den Lärm überall, sie erkennt ihre Wohnung nicht wieder. Endlich erblickt sie Eduard, der mit frohlockender Miene in den Salons auf und abgeht. — „Nun, liebe Freundin, ruft er ihr schon von weitem zu, was sagst Du dazu? — Ich begreife es nicht, daß man sich so viele Mühe gibt, Leute zu empfangen, die man nicht kennt, und denen man durchaus keine Verbindlichkeiten schuldig ist. — Aber, liebe Adeline, denke doch nur, daß man das alles seines Rufes wegen thut. Bei Gott! auch mich kümmern die Menschen wenig, die herkommen, auch

frage ich nichts nach ihrer Freundschaft! aber es liegt mir daran, daß man in der Welt sage: Der Ball bei Murville war prächtig, nichts hat gefehlt, Alles war im neuesten Geschmack ... die Gesellschaft muß ihn ungemein viel gekostet haben! ... Du begreifst wohl, daß dies Ehre verschafft, man hält mich für außerordentlich reich, und ich erhalte mehr Geschäfte, als ich nur haben will ... Wähle nur eine recht ausgesuchte Toilette und ziehe recht viele Brillanten an. Sie sind zwar nicht so schön, als ich es wohl gewünscht hätte; aber bald hoffe ich Dir eine ganz neue, herrliche Garnitur zum Geschenk zu machen. — Lieber Freund, Du weißt ja wohl, daß mir nichts daran liegt, Deine Liebe allein ... — Es ist schon spät, geh' und kleide Dich an."

Der Augenblick ist gekommen, wo die Gäste sich einfinden. Zwischen neun und zehn Uhr füllt sich der Hof mit Wagen und Fußgängern (denn auch bei den größten Bällen gibt es letztere), man drängt sich auf der Hausflur; die Kutscher fluchen, ein Jeder will der erste sein; die jungen Damen in ihren Pelzen und Mänteln springen leichten Fußes aus dem Wagen und erwarten auf den Treppenstufen die einen ihre Mütter, die andern ihre Männer, um von ihnen in den Saal geführt zu werden. Der junge Zierbengel in einem weiten, mit breitem Sammt ausgeschlagenen Mantel bis an die Nase eingehüllt, bietet mit Anstand einer jungen Dame seine Hand an, welche die Angst vor den Pferden auf dem Hofe von ihrem Begleiter getrennt hat; der seine Herr entdeckt nur ein ausdrucks-

volles Auge und einige Haarlocken, denn alles Uebrige ist unter dem großen Pelztragen versteckt, aber er hat genug gesehen, um die reizendsten Züge und die schlankeste Taille zu vermuthen; er drückt ihre zarte Hand, ladet sie zum ersten Contretanz ein, und wiegt sich in den schönsten Hoffnungen, bevor er noch das Vorzimmer betreten hat. Dieses ist schon gedrängt voll; vor einem Spiegel bringen die Damen ihre Toilette in Ordnung, und mustern gegenseitig ihre vom Wagen zerdrückten Kleider; weiterhin in einer minder erhellten Zimmerdecke holen einige Ladenschwengel ihre Ballschuhe hervor, wechseln sie mit ihren leichten Stiefeln, wickeln diese in einen großen Bogen Papier und verbergen sie irgendwo unter einem Möbel; dann ziehen sie das Jabot unter der Weste hervor, geben der Halsschleife den kühnen verwegenen Anstrich, fahren mit den Händen in die Haare, streichen sie glatt oder machen eine Locke, je nachdem es ihre Physiognomie kleidet und treten dann stolz und anmaßend in den Saal ein, damit Jedermann glaube, sie seien in ihrem Wisky hergefahren.

Der Salon ist schon mit eleganten Damen von jedem Alter geschmückt, und nicht am Anzug, sondern nur am Gesicht kann man die Mutter von der Tochter, die Tante von der Nichte unterscheiden. Die Herren spazieren, die Lorgnette in der Hand, auf und nieder, und treten trotz dieses Hülfsmittels den Damen dicht unter die Augen, mustern dieselben und verziehen das Gesicht, wenn sie nicht nach ihrem Geschmack sind; diese aber lächeln ihnen freundlich zu, statt sie für

ihre Unverschämtheit zu züchtigen. Bald ist die Menge so zahlreich, daß man sich nicht mehr rühren kann. Das ist der schönste Augenblick. Der junge Stutzer drängt sich dicht vor ein junges Mädchen, die bescheiden neben ihrer Mutter sitzt, und wirft ihr die unanständigsten Blicke zu, während sie nur beschämt die Augen niederschlagen kann; aber der junge Laffe steht wie angefesselt und hat die Frechheit, die Röthe auf ihrem Gesicht zu seinen Gunsten zu deuten und deshalb noch dreister zu werden. Einige Schritte davon entfernt, zeigt ein anderer Fant mit dem Finger auf eine hübsche Frau, deren Mann nicht weit davon steht und vertraut vier oder fünf seiner Freunde, daß er sie sehr genau gekannt habe; die jungen Herren wünschen ihm Glück und verlangen nähere Details über die Schöne; er antwortet ihnen mit lautem Gelächter, brüstet sich und gestikulirt dabei wie ein Wahnsinniger und erregt dadurch die Neugierde aller Umstehenden. Glücklicherweise ist auch der Ehemann darunter; er nähert sich und will wissen, wovon die Rede ist. „Vorüber lachen Sie denn so sehr, meine Herren? fragt er. — Ah! über nichts, ein Spaß, den er uns erzählt. — Gewiß, verliebte Poffen, ich wette ... Sie sind leichtfertige Messieurs! — Später sollen Sie erfahren, was es war.“

Die jungen Dandys zerstreuen sich und lachen noch mehr, und der Ehemann lacht mit, ohne zu wissen worüber, aber um sich den Schein zu geben, als sei er au fait.

Das Zeichen zum Tanz ist gegeben, ein tüchtiges

Orchester läßt sich hören, und ladet zum Vergnügen ein; die schönsten Melodien aus den herrlichsten Opern unserer ersten Componisten bilden jetzt das Thema zu den Quadrillen, Walzern und Anglaisen. Wie soll man nicht Lust zum Tanzen bekommen, wenn man nach Rossini's, Mozarts und Boyeldieu's Schöpfungen Pirouetten, Entrechats und Balancees machen kann. Das Ohr ist durch die Ausführung nicht minder erfreut; die neuen Contretänze sind wahre Concerte für Streich- und Blasinstrumenten; sie aufzuführen erfordert Talent. Den armen Blinden und Gassenmusikern überlassen wir die Tanzmusik früherer Zeit à la Monaco, Perigord und Fürstenberg; wir bedürfen jetzt der ausgezeichnetsten Künstler, eines Weber, Collinet, Rubner u. s. w., um Terpsichoren zu huldigen.

Man hat nur wenig Platz, man tritt sich auf die Füße, man kann sich kaum drehen und wenden; aber man tanzt, das ist die Hauptsache; welch' ein Vergnügen für das junge Mädchen, ihre Grazie zu zeigen, und für die ältere Frau, noch leichtfüßig zu erscheinen!

Diejenigen, welche Musik und Tanz nicht reizt, setzen sich an den Ecartéisch; sie ergeben sich leidenschaftlich dem Spiel und harren auf einen glücklichen Treffer; sie suchen ihren Mitspieler kennen zu lernen und aus seinem Gesicht seine Karten zu errathen; sie vergessen dabei ihre Frauen und Töchter und werden von diesen auch oft vergessen.

Aber um die Spieler bilden sich Gruppen; rechts und links werden oft nicht unbedeutende Wetten gemacht; junge Leute, die sich nur mit dem Tanz

beschäftigen sollten, harren ängstlich darauf, daß ihr Gegner den König umschlägt; ihr Blut geräth in Wallung; der Anblick des Goldes, die Hoffnung auf Gewinn reißt sie fort; mehr als einer, den Tisch mit leeren Taschen verlassend, kann morgen den Schneider und Schuster nicht zahlen, und unsere ökonomischen Herrchen, die ihre Schuhe in der Tasche mitbrachten, sagen am andern Morgen: „Hätte ich doch lieber einen Wagen genommen und statt dessen den verdammten Spieltisch gemieden!“

Anderere, um sich zu trösten, laufen zu den Buffets und fallen über Backwerk und Erfrischungen her; der Gourmand nimmt die ausgesuchtesten Leckerbissen unter dem Vorwande, sie den Damen zu bringen; welch eine Verschwendung findet hier mit den kostbarsten Speisen statt. Alles drängt sich durcheinander; Teller werden entzwei geworfen, man verwirft feines Geflügel, um nach Cremes und Trüffelpasteten zu greifen; Bonbons und feines Confekt verschwinden von den Tellern, ohne daß man darauf achtet; rothe und weiße Tischweine werden nur wenig berührt, aber die Champagnerbatterien erleiden furchtbare Angriffe; so geht es bei den Collationen der großen Gesellschaften zu; die Buffets sind einer ewigen Plünderung unterworfen, und die jungen Leute, die sie umgeben, scheinen seit acht Tagen gehungert zu haben. Welch ein seltsames Benehmen für Leute von sogenanntem feinem Ton!

Abeline suchte in der Menge einige bekannte Gesichter zu finden, aber vergebens. Müde der Com-

plimente, die ihr von allen Seiten gemacht wurden, benutzte sie einen freien Augenblick, um sich zu überzeugen, ob ihr Töchterchen schläft, und in seinem Anblick sich eines höheren Genusses zu erfreuen, als ihr die glänzenden Säle und die prunkende Menge zu gewähren vermögen.

Um zu dem Schlafzimmer ihrer kleinen Ermance zu kommen, muß sie sich ganz von der Gesellschaft entfernen; sie wollte ja nicht, daß ihr Kind von dem Lärmen gestört würde; sie geht durch mehre beleuchtete Zimmer und kommt endlich zur Wiege der Kleinen, die ruhig und ungestört in ihrem Bettchen schläft. Nachdem sie eine zeitlang mit Wonne ihren kleinen Liebling betrachtet hat, will sie sich leise wieder zur Gesellschaft begeben, bemerkt aber, indem sie in ein ziemlich dunkles Kabinet neben dem Schlafzimmer der Kleinen Ermance treten will, eine Gestalt sich längs der Wand hin bewegen; plötzliches Angstgefühl überfällt sie. „Fürchten Sie nichts, Madame Murville, ich bin untröstlich, Sie erschreckt zu haben.“

Abeline beruhigt sich, denn sie erkennt Dufresne an der Stimme. „Aber was suchten Sie denn hier? fragt sie. — Die Hitze, der Lärmen incommodirten mich ... Ich wollte mich, entfernt von der Gesellschaft, ein wenig erholen.“

Abeline holt eine Astrallampe aus den Nebenzimmern und setzt sie in dem Kabinet auf den Tisch. Dufresne verfolgt jede ihrer Bewegungen und scheint sehr aufgeregt.

„Wenn Sie nicht wohl sind, so werde ich Ihnen

eine Erfrischung holen. — O! nein, Madame, bleiben Sie, ich bitte; Ihre Gegenwart ist Alles, was ich wünsche.“

Dufresne hat Adelinens Hand ergriffen, und diese, über dessen sonderbaren Ton und das Feuer in seinen Augen erstaunt, weiß nicht, was sie antworten soll und bleibt verlegen vor ihm stehen. Dufresne drückt ihre Hand an sich, Adeline zieht sie aber erschrocken sogleich zurück und will sich entfernen, er aber tritt ihr in den Weg. „Was wollen Sie von mir? fragt sie mit zitternder Stimme und voll Schrecken. — Daß Sie mich anhören, Madame. — Was haben Sie mir denn Heimliches zu sagen, wir können das ebensowohl im Saale abmachen. — Nein, Madame, hier, hier! Ach, seit lange sehne ich mich nach diesem Augenblick, aber ich fühle es, länger kann ich das Feuer nicht beschwichtigen, das mich verzehrt; nein, ich bin nicht mehr Herr über mich, so viel Reize zu bewundern, ohne Ihnen meine Leidenschaft zu gestehen. — Was sagen Sie? Herr Dufresne? — Daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete, schöne Adeline ... und daß Sie mein werden müssen! — O Himmel! was muß ich hören! — Erfahren Sie endlich, daß Sie seit dem Augenblick, wo ich Sie zuerst sah, der Gegenstand aller meiner Gedanken und Wünsche, der Zweck aller meiner Handlungen waren; ich habe die Bekanntschaft der Madame Dolban bloß benützt, um bei Ihnen eingeführt zu werden; diese Hoffnung und die, Ihnen zu gefallen, haben mich allein seit dem Tage Ihrer Verheirathung vor Verzweiflung bewahrt.

Aber wie habe ich bisher gelitten, um mich zu bezwingen, Aller Augen die Flamme zu verbergen, die in mir lodert; und welchen Qualen unterlag ich nicht, als ich so viele Liebkosungen meinem glücklichen Nebenbuhler verschwenden sehen mußte, der sie nur mit Gleichgültigkeit empfing, während eine einzige mich auf den Gipfel aller Glückseligkeit erhoben hätte! — Das ist zu viel, mein Herr, bis jetzt habe ich meinen Unwillen zurückgehalten, aber länger vermöchte ich es nicht, hörte ich noch mehr. — Unwillen? ... und wodurch habe ich solchen verdient? — Meinen Mann Ihren Nebenbuhler zu nennen und zum Preise seiner Freundschaft seine Frau verführen wollen ... solch ein Betragen ist abscheulich! ... — Ein solches Betragen ist ganz gewöhnlich, und erscheint Ihnen nur abscheulich, weil Sie meine Gefühle nicht theilen, denn wenn Sie mich liebten, wäre ich in Ihren Augen statt eines Ungeheuers ein armer Unglücklicher, den eine unwiderstehliche Leidenschaft aufreibt, der jedem, selbst der Urheberin seines Schmerzes seine Klagen verbirgt; ein solches Betragen würde Ihnen dann nicht verbrecherisch erscheinen, so viel Liebe und Beständigkeit würde dann wenigstens Ihr Mitleid rege machen; Sie würden mich ohne Zorn anhören, und vielleicht würde ein schöneres Gefühl meine Sache bei Ihnen verfechten, und mich von meinen Sorgen und Qualen befreien. Ja, Madame, so betrachten Sie die Sache. Ich bete Sie an, das ist mein einziges Verbrechen; es hört auf, eines zu sein, wenn Sie meine Gefühle theilen; der Erfolg gewährt den

verwegensten Unternehmungen Verzeihung, und ich bin nur strafwürdig, wenn Sie mich hassen. — Ihre Worte können Sie in meinen Augen nicht rechtfertigen. Ihre Liebe kann ich entschuldigen, aber nicht Ihre Hoffnung, daß ich Sie theilen könnte. Man ist nicht Herr seines Herzens, ich will es glauben, aber man ist Herr seines Benehmens, und das Ihrige eines feinen gebildeten Mannes unwürdig. — Madame! ... — Sprechen Sie mir nie wieder von Ihrer Liebe, nur unter dieser Bedingung kann ich sie vergessen und sie meinem Manne verschweigen. — Ihr Mann! ... er würde Ihnen nicht glauben! — Was sagen Sie? — Nein, Madame, er würde Ihre Beschuldigungen gegen mich nur belächeln, glauben Sie denn, daß ich nicht Alles vorher wohl überlegt habe? Ich habe mich des Kopfes von Ihrem Mann in dem Grade bemächtigt, daß er nur durch meine Augen sieht, nach meinem Willen sich richtet; er ist, mit einem Worte, eine Maschine, die ich nach meinem Willen handhabe. Aber, wenn Sie meine Wünsche verwerfen, so zittern sie über die Gewalt, mit der ich Ihren Eduard regieren werde. Dann sollen Sie mich kennen lernen; Sie werden Ihren Stolz bereuen, wenn es zu spät ist, mein Haß soll dann so energisch werden, wie meine Liebe heftig war ... — Verwerflicher Mensch! ... Ich fühle meinen Abscheu gegen Sie sich verdoppeln, aber ich trotz Ihren Drohungen, und verbiete es Ihnen, mir wieder vor die Augen zu kommen."

Das Gesicht Dufresne's drückt Wuth und höllische Ironie zugleich aus; seine Nerven ziehen sich zusam-

men, ein bitteres Lächeln liegt auf seinen Lippen, während seine Augen Feuer sprühen. Adeline in höchster Angst will entfliehen; er hält sie zurück, umfängt sie mit seinen kräftigen Armen, preßt sie heftig an sich, drückt einen Kuß auf ihre Wange und will in seiner zügellosen Leidenschaft noch weiter gehen, als die junge unglückliche Frau einen gellenden Schrei ausstößt; man läuft herbei, nahende Schritte lassen sich hören, Dufresne öffnet ein Fenster dem Garten zu und springt hinaus.

Bediente und einige junge Leute umgeben Adeline; man fragt nach der Verwirrung. Ihre Augen schweifen umher; das geöffnete Auge erinnert sie an das, was geschehen, und sie fühlt die Nothwendigkeit, ihre innere Aufregung zu verbergen. „Was haben Sie denn, Madame, was ist denn geschehen, beeilt man sich von allen Seiten zu fragen. — Ich weiß nicht, sagte sie, indem sie einige Ruhe erheuchelt, ich fühlte mich unwohl... die Hitze überwältigte mich... ich ging in dies Zimmer, um frische Luft zu schöpfen, öffnete das Fenster, aber plötzlich überfiel mich ein Schwindel, ich wollte Hülfe rufen und hatte nicht die Kraft.“

Diese Erklärung erschien sehr natürlich; man ersuchte Madame Murville, nicht in die Gesellschaftszimmer zurückzugehen, wo die große Hitze von Neuem Schaden könne. Adeline hatte dazu ebensowenig Lust; sie hätte Dufresne's Gegenwart nicht ertragen können. Sie zog sich daher in ihr Zimmer zurück und bat, daß man sie bei der Gesellschaft entschuldigen möchte.

Sie befiehlt ihrer Kammerjungfer, ihrem Mann

auszurichten, daß sie ihn zu sprechen wünsche, sobald er einen freien Augenblick habe. Das Mädchen richtet ihren Auftrag aus, aber Eduard nimmt nur wenig Notiz davon; er hatte so eben vierzig Louisd'ors an eine junge, sehr hübsche Dame am Ecartétisch verloren, die ihm sehr ausdrucksvolle Blicke zuwarf, ihm zulächelte, dabei die schönsten Zähne sehen und unzweifelhaft aus Unachtsamkeit ihre Füße auf den seinen ruhen ließ. Wie sollte man sich von einer so lebenswürdigen Spielerin nicht hinreißen lassen; sie schmolte so anmuthig, wenn er ihr die Karten verweigerte, und Eduard erlag solcher Zauberei; wie wird ihm aber erst, als sie ihn bat, ihr den Schweiß im Nacken mit einem Tuch abzutrocknen; mit Zittern entledigt er sich dieses Geschäfts, man dankt ihm mit einem Händedruck und lud ihn ein, sich in einer neuen Partie Ecarté zu revanchiren.

Um fünf Uhr Morgens tanzte man zum Schlusse des Balls die gebräuchliche Anglaise. Man sprang und bewegte sich wild durcheinander; man machte so viel Lärmen als Staub; endlich ging man nach Hause, indem man einen alten Hut statt eines neuen ergriff und das zierliche Stöckchen vermißte, das man doch absichtlich in den dunkelsten Winkel gestellt hatte; glücklich konnten die sich schätzen, die wenigstens ihren Mantel oder Ueberrock nicht verwechselt hatten.

Ihr jungen Leute, die ihr solche Gesellschaften besucht, laßt es euch zur Lehre dienen; nehmt keine werthvollen Stücke mit und bedient euch nur eines alten Huts, wenn ihr ihn nicht stets in der Hand

tragen wollt, was jetzt freilich häufig geschieht, um jenen Unannehmlichkeiten vorzubeugen.

Eduard ging mit vollem Herzen und leerem Beutel in sein Zimmer, ganz mit der jungen Frau beschäftigt, die ihn so zu fesseln wußte, und ohne an die seinige zu denken, die schon lange vergebens auf ihn gewartet hatte.

### Achtes Kapitel.

Verblendung. — Thorheit. — Schwäche.

Abeline war voll Besorgniß wegen ihres Mannes in der Nacht aufgestanden, wollte aber, als sie erfuhr, daß er sich spät niedergelegt habe, seine Ruhe nicht stören und sein Erwachen abwarten, um ihn von dem Auftritt mit Dufresne in Kenntniß zu setzen und denselben ihm in seinem wahren Lichte zeigen.

Eduard steht endlich auf und erscheint beim Frühstück; sie macht ihm leichte Vorwürfe über seine Gleichgültigkeit von gestern; aber er hört sie kaum an, so sehr ist er zerstreut und mit andern Gedanken beschäftigt; er klagt über heftiges Kopfsweh und will ausgehen, um sich an der frischen Luft zu stärken. Abeline hält ihn zurück und sagt zu ihm, daß sie ihm etwas Wichtiges zu sagen habe. Eduard, der über den Ton seiner Frau erstaunt, wirft sich nachlässig auf einen Stuhl und bittet sie zu eilen, weil Geschäfte ihn drängen. Man schickt die Diensthoten

hinaus, und Abeline erzählt jetzt ihrem Manne die mit Dufresne stattgehabte Unterredung.

Anfangs hört Eduard gleichgültig zu, aber in Bälde malen sich Unzufriedenheit und Ungeduld auf seinem Gesichte.

„Nun, mein Lieber! schließt Abeline ihre Erzählung, was denkst Du jetzt von Deinem aufrichtigen Freunde? ... — Ich denke ... ich denke, daß Du aus einer Kleinigkeit ein Verbrechen, aus einer Fliege einen Elephanten machst! — Was, lieber Freund! — Ja, ja, wie ich sage ... einer Frau eine Liebeserklärung! ... mein Gott, ist denn das so etwas Seltenes, braucht man davon so viel Aufhebens zu machen? Alle Tage geschieht so etwas, und die Frauen legen nicht mehr Gewicht darauf als die Sache verdient! Aber Du bist wegen eines Wortes gleich außer Dir! ... eine einfache Galanterie scheint Dir schon ein Versuch zur Verführung! ... So muß man die Sache gar nicht betrachten! ... Ja, aber ich kenne Dich, Du magst Dufresne nicht leiden, ja, Du hassst ihn. Seit langer Zeit schon wünschtest Du ihm in meinen Augen zu schaden und ergreifst nun diese Gelegenheit zur Erreichung Deines Zwecks; aber ich sage Dir, das Spiel soll Dir nicht gelingen. — Ist's möglich, Eduard, mich klagst Du an, mich hältst Du für fähig, Dich zu hintergehen? — Oder hintergangen zu werden; wer steht Dir dafür, daß Dufresne sich nicht den kleinen Spas in der Absicht gemacht hat, um sich über Dich aufzuhalten und sich an Dir zu rächen, da er Deinen Haß sehr wohl bemerkt. — Und

darum also hat er die Berwegenheit so weit getrieben, mich zu küssen? — Gelüßt... ich will gestehen, daß er Unrecht hat, Dich wider Willen gelüßt zu haben, und ich werde ihm darüber Vorwürfe machen; aber ein Kuß darf Dich doch nicht so sehr aufbringen! — Du willst also Herrn Dufresne nach wie vor bei Dir sehen? — Ganz gewiß, denn ich werde mich nicht lächerlich machen und mit Fingern auf mich zeigen lassen, bloß deshalb, weil man sich einen Scherz, ein Küßchen erlaubt!... das wäre ja ohne Sinn und Verstand!... Aber beruhige Dich, ich werde Dufresne verbieten, künftig von Liebe Dir vorzuschwätzen!... — Wie, Eduard, ist's möglich, aus Allem, was ich Dir sage, machst Du Dir gar nichts! — Ich weiß, was ich davon zu halten habe und muß mich zu benehmen wissen. — Ach!... so liebst Du mich nicht mehr, ich sehe es wohl... Sonst warst Du eifersüchtiger!... — Man kann ohne Eifersucht lieben, und übrigens... aber die Zeit vergeht, meine Geschäfte rufen mich. — Und der reiche Seefahrer, wegen dessen Du die kostspielige Gesellschaft gegeben hast? — Er konnte nicht kommen. — Also waren alle Kosten unnütz? — Unnütz? nein, gewiß nicht. Man hat mir große Lobeserhebungen deshalb gemacht. Sie wird mir viel Kredit verschaffen, die besten Folgen haben... Doch ich gehe jetzt, ich habe keinen Augenblick länger Zeit."

Eduard entfernt sich rasch, um zu Dufresne zu gehen; dieser erscheint bei seinem Anblick etwas verlegen, sammelt sich aber sehr bald wieder. Nicht um

mit ihm von seiner Frau zu sprechen, ist Murville zu ihm gegangen, nein, bloß um mit ihm sich über die hübsche Dame, mit der er gestern Abend gespielt hat, zu unterhalten und zu erfahren wer sie ist, wo sie wohnt, kurz, um sich ganz seinen Wünschen und Hoffnungen hinzugeben, die er vor seinem Freunde nicht verbirgt.

Dufresne befriedigt Edwards Neugierde und theilt ihm mit, daß Frau von Géran die Wittwe eines Generals und unumschränkte Herrin ihrer Handlungen sei, daß sie Vermögen habe, aber aus Hang zum Vergnügen keine Ausgaben scheue; er setzt noch absichtlich hinzu, daß sie viele Anbeter habe, aber alle gleichgültig behandle, mit den Empfindungen, die sie anregt, nur ihr Spiel treibe und überhaupt wohl nur sehr schwer zu erobern sein dürfte.

Diese Mittheilungen können Edwards aufkeimende Leidenschaft bloß verstärken. Welch ein Glück, über so viele Anbeter den Sieg davon zu tragen, und Frau von Géran hat ihn auf eine Art und Weise behandelt, die ihn allerdings mit Hoffnungen erfüllen muß. So viel ist ausgemacht, daß sie ihm den Kopf verdreht hat, und Dufresne, der nur zu gut im Herzen des schwachen und unbeständigen Murville liest, benützt den Augenblick, um zuerst von dem anzufangen, was zwischen ihm und Adelinen vorgefallen, indem er ihm die Sache als einen einfachen Scherz vorstellt, der keineswegs irgendwie andere Folgen haben könne. — Ja, ja, ich weiß, antwortet Edward, meine Frau hat mir schon davon erzählt. — Ah! sie hat

davon gesprochen? — Ja! daß Ihr ein Ungeheuer, ein Berwegener, ein falscher Freund wäret! — Wirklich! — Und wer weiß, was noch Alles!... denn ich muß Euch sagen, sie ist wüthend auf Euch!... Aber seid nur ruhig, ich werde sie schon beruhigen! sie wird bald einsehen, daß sie die Sache von einer ganz falschen Seite genommen hat, wenn sie erfährt, daß Ihr mit mir zuerst davon gesprochen habt. — Es thut mir wahrhaftig sehr leid, mir den Spaß erlaubt zu haben, aber Eure Frau ist auch so sonderbar! — Ihre Mutter, Madame Germeuil, ist daran schuld, die hat ihr den Kopf mit romanhaften Ideen angefüllt. — Man sollte wirklich nicht glauben, daß sie in Paris erzogen ist. — O! sie soll in der großen Welt schon noch anders werden... Könnt Ihr wohl glauben, daß sie darauf bestand, Euch nicht mehr bei sich zu sehen? — Wenn meine Gegenwart ihr zuwider ist, so werde ich dafür sorgen, sie nicht wieder zu belästigen. — Warum nicht gar? das will ich ja gerade nicht, oder ich werde auf Euch auch böse. Ich verlange vielmehr, daß Ihr uns noch öfter als sonst besucht; ich wünsche es, und das muß genügen. Liebt Ihr mich nicht genug, um Euch über die lächerlichen Ansichten meiner Frau hinwegzusetzen? — O gewiß! meine Freundschaft für Euch kennt keine Grenzen! — Der gute Dufresne! Seht, um Euch einen Beweis meines Vertrauens zu geben und zu zeigen, wie wenig ich den Erzählungen meiner Frau Werth beilege, will ich Euch etwas mittheilen und zähle auf Euren freundschaftlichen Beistand in dieser

Sache. — Ich bin ganz der Curige, redet! — Lieber Freund! ich liebe Frau von Gérard zum Wahnsinnigwerden. — Wäre es möglich, und Ihr kennt sie erst seit gestern! — Die Zeit genügte, um sie anzubeten; was wollt Ihr, man ist ja nicht Herr über sich selbst... es ist eine Caprice, eine Schwäche!... aber ich verliere den Kopf darüber. — Ihr, Murville, sonst so vernünftig!... und verheirathet!... — Ach, lieber Freund! sind die Ehemänner besser als die Junggesellen! Ihr wißt das besser als ich, man kann nicht immer für seine Frau leben. — Wenn nun die Curige wie Ihr dächte? — O! von der Seite habe ich nichts zu fürchten, meine Frau ist die Tugend selbst; sie kennt ihre Pflichten; mit einer Frau ist es auch etwas Anderes. — Ja, was die Folgen betrifft, denn in moralischer Hinsicht und selbst nach dem Gesetz der Natur, glaube ich, ist der Fehler durchaus gleich. — Ihr spaßt, übrigens sind die Folgen nicht allein. Mit dem öffentlichen Schein ist es zweierlei. Wird man eine Frau verspotten, deren Mann einer Andern den Hof macht? Nein, man wird nichts darüber sagen, weil man das gewöhnlich findet; aber wenn eine Frau ihren Mann betrügt? — Das ist auch sehr gewöhnlich. — Und demungeachtet spottet man über den armen Ehemann und deutet mit Fingern auf ihn?... Ueberdies, was kann für ein Unglück aus der Untreue eines Ehemannes entstehen? Keines? Die Schönen, die ihn erhört haben, werden sich dessen nicht überall rühmen. Mit einer Frau ist es was anders. Ihre Anbeter schaden immer ihrem Ruf, sei es durch Worte

oder durch Handlungen, die den Augen der Nachrede  
 oder Neugierde nie entgehen. Kurz, eine Frau, die  
 ihren Mann untreu findet, kann nur weinen und sich  
 beklagen; ein Mann aber, der seine Frau über der  
 Untreue ertappt, hat das Recht sie zu bestrafen; Ihr  
 seht also, lieber Freund, daß der Fehler nicht der-  
 selbe ist, da die Strafe verschieden ausfällt. — Ich  
 sehe nur, daß wir die Gesetze gemacht haben und  
 dabei sehr gut angekommen sind. — Werdet Ihr mir  
 nicht auch noch Moral predigen! Wahrlich, Dufresne,  
 Ihr seid beinahe eben so streng tugendhaft als meine  
 Frau! — Nein, lieber Freund, ach! Ihr kennt mich  
 noch nicht. Ich habe nur, bevor ich Euch diene,  
 wissen wollen, ob Ihr die Folgen Eurer Liebesin-  
 trigue auch gehörig erwogen habt... — Alles ist  
 berechnet und erwogen! Ich liebe Frau von Gérard  
 und will wieder geliebt sein. Ich fühle, daß kein  
 Opfer zu groß sein kann, um meinen Zweck zu er-  
 reichen... Ihr versteht mich doch? — O, sehr gut...  
 weil Ihr entschlossen seid, so will ich Euch behülflich  
 sein; aber Ihr werdet sodann mir es wenigstens nicht  
 vorwerfen, Euch verführt zu haben. — O nein, nein!  
 ich bin es, der Euch bittet, mir zu dienen, und die  
 kleine Intrigue vor meiner Frau verheimlichen zu  
 helfen. — Seid beruhigt und überlaßt mir diese  
 Sorge. Ich übernehme Alles. Wann denkt Ihr denn  
 zur Frau von Gérard zu gehen? — Heute Abend...  
 Aber da wird wohl gespielt? — Ja, und das hoch...  
 Teufel! und ich habe kein Geld mehr... Die Fete  
 hat mich ganz ausgebeutelt. — Es wäre leicht Geld

zu bekommen. Die Papiere stehen jetzt hoch ... Verkauf! In einiger Zeit müssen sie wieder fallen, und dann, wenn wir inzwischen wieder Geschäfte gemacht haben, kauft Ihr wieder ... Ihr seht, dabei ist zugleich ein Coup zu machen. — Ja, das ist wahr, Ihr habt Recht ... Aber die Papiere lauten auf den Namen meiner Frau. — Könnt Ihr sie Euch nicht endossiren lassen, wenn Ihr eine brillante Spekulation vorgebet? — Ja, ja, oh! sie wird unterzeichnen, ich bin dessen gewiß, sie unterzeichnet was ich verlange. — So benützt ihre gute Laune, um Eure Kapitalien zu verkaufen; ich wiederhole es Euch, sie stehen auf dem Punkte zu fallen, und in einigen Tagen könnt Ihr mit wenigerem Gelde dieselben Papiere wieder kaufen. Wenn Ihr es wünscht, will ich gern das Geschäft besorgen. — Ihr würdet mir einen großen Gefallen erweisen ... denn ich bin in derlei Sachen noch unerfahren, und ohne Euch käme ich oft in Verlegenheit! — Fürchtet nichts, und betreibt Eure Geschäfte mit Dreistigkeit; ich versichere Euch, daß Eure gestrige Gesellschaft Euch einen ungeheuren Kredit verschafft hat ... Wenn Ihr dreißigtausend Franken brauchtet, Ihr würdet sie leicht finden. — Ihr entzückt mich, ich gehe zu meiner Frau, erwartet mich nur in unserem Kaffeehause, bald bin ich mit den Papieren wieder bei Euch. — Ich werde da sein ... aber Verschwiegenheit gegen Eure Frau! — Haltet Ihr mich für ein Kind? ... Ohne Adieu, mein lieber Dufresne!"

Eduard eilt nach Hause, geht ins Zimmer seiner

Frau und findet sie mit ihrem Kinde auf dem Arme. Beim Anblick ihres Mannes, der nicht mehr am Tage sie zu besuchen pflegt, erfüllt Hoffnung ihr Herz; sie denkt, seine Liebe führe ihn zu ihr zurück, und ein Lächeln der Freude verschönert ihre anmuthsvollen Züge.

Eduard steht stumm und verlegen vor seiner Frau; er empfindet ein drückendes Gefühl, will aber sein Unrecht sich nicht eingestehen. — Du bist es, lieber Eduard? sagte Adeline im sanftesten Tone, wie freue ich mich, Dich zu sehen... es ist ja so selten... aber da, gib doch Deinem Töchterchen einen Kuß.

Er nähert sich der Kleinen kalt, küßt sie zerstreut und bleibt, ohne auf ihre niedlichen Bewegungen zu achten, in seiner Träumerei versunken und weiß nicht, wie er von seinem Projekte anfangen soll. — „Du scheinst betrübt, sagt Adeline, solltest Du Verdruß gehabt haben, o, ich bitte Dich, theile ihn mir mit, Du hast keine zärtlichere und aufrichtigere Freundin, als Deine Frau. — Ich weiß es, liebe Adeline, ich habe aber keinen Verdruß gehabt! Nein, mir geht nur so Manches durch den Kopf, ich bin mit einer großen Spekulation beschäftigt, durch die ich sehr viel Geld gewinnen kann! — Immer Spekulation, und niemals Liebe, Ruhe, wahres Glück. — O wenn wir erst reich sein werden... dann... Aber... ich habe eine Bitte, ich wollte Dich ersuchen, etwas zu unterzeichnen... Es betrifft einen sehr vortheilhaften Handel. — Bist Du dessen auch gewiß, lieber Eduard! — O ganz gewiß... denn...“

Murville wollte hinzufügen, „denn Dufresne hat es versichert,“ aber er fühlte wohl, daß dies nicht das Mittel sei, seine Frau zu überzeugen. Nachdem er aus einem Sekretär alle nothwendigen Papiere genommen hatte, setzte er eine Verhandlung auf, wodurch seine Frau in den Verkauf ihrer Kapitalien willigt, bot ihr mit Zittern die Feder dar, und Adeline, voll Vertrauen und Ergebenheit, unterschrieb, ohne nur die Verschreibung gelesen zu haben.

„So, nun ist's gut, sagt Murville, indem er die Papiere einsteckte, jetzt eile ich nach der Börse, um dies wichtige Geschäft ins Reine zu bringen.“

Er umarmt seine Frau und läuft hastig davon. Diese bemerkt wohl, daß er nicht ihrethalben gekommen ist, aber ihr Herz entschuldigt ihn; sie glaubt ihn ganz in seinen Geschäften vertieft. — „Er liebt ja nur mich, und das ist die Hauptsache. Man muß ihm diese Lust zur Thätigkeit zu Gute halten; es ist ja ein so verzeihlicher Wunsch, seine Frau und Kinder bereichern zu wollen.“

Arme Adeline! Du weißt nicht, welchen Gebrauch Dein Mann von Deinem Gelde machen will!

## Neuntes Kapitel.

Es ist nicht ihre Schuld, oder: die Unschuld siegt.

Eduard kömmt im Triumphe zu Dufresne; er ist jetzt Besitzer eines beträchtlichen Kapitals und kann nach Gefallen darüber verfügen, denn seine Frau wird von ihm keine Rechenschaft dafür verlangen, und seine Schwiegermutter kümmert sich nicht mehr um seine Angelegenheiten. Dufresne erwartet Murville mit Ungeduld; er fürchtete einige Schwierigkeiten von Seiten Adelinens, aber beim Anblick der werthvollen Papiere umspielt ein teuflisches Lächeln seine Lippen, das er sogleich wieder zu unterdrücken sucht, seinen Zügen einen ganz eigenen Ausdruck verleiht und jedem andern außer Eduard auffallen würde; dieser aber läßt Dufresne gar nicht Zeit zum Sprechen; er drängt ihn, die Fonds zu verkaufen und letzterer beeilt sich aus Besorgniß, jener möchte seinen Entschluß ändern, dessen Wunsch zu erfüllen.

Adeline wartet vergebens auf die Rückkehr ihres Mannes, der Tag vergeht und er kommt nicht nach Hause. Sie denkt, er werde bei irgend einem seiner neuen Geschäftsfreunde zu Tische geladen sein und tröstet sich hiemit; was ihr aber den größten Kummer verursacht, ist seine Verblendung über Dufresne, seine Gleichgültigkeit, womit er ihre Erzählung von dessen unwürdigem Benehmen aufgenommen hat. Die Drohungen Dufresne's fallen ihr ein, sie denkt

an die Schwäche ihres Mannes, und der Gedanke macht sie schauern, daß ihr Glück, ihre Ruhe, vielleicht die ihres Kindes, in den Händen eines lasterhaften Menschen sind, der jeder Handlung fähig zu sein scheint, um seine Leidenschaften zu befriedigen.

Sie war in ihren Betrachtungen vertieft; es war Abends neun Uhr, und vergebens wartete sie auf ihren Mann, als plötzlich heftig an die Thüre des Hotels gepocht wird; bald darauf hört sie Jemand die Treppe herauf kommen . . . man nähert sich . . . unzweifelhaft ist es Edouard . . . sie steht auf, die Thüre zu öffnen; aber er ist es nicht, ein Bedienter bringt einen Brief, den ein Fremder mit dem ausdrücklichen Beifügen übergeben hat, ihn der Madame Murville selbst einzuhändigen; der Unbekannte hat sich sogleich wieder entfernt.

Adeline erbricht das Siegel; die Schriftzüge sind ihr unbekannt, sie scheinen von einer schwachen und zitternden Hand zu sein und sind von Madame Dolban unterzeichnet. „Was kann sie mir zu schreiben haben? sagt Adeline, ich will doch einmal sehen.“

„Madame, seit langer Zeit bin ich sehr leidend; ich kann mein Zimmer nicht mehr verlassen; aber ich will es doch nicht länger anstehen lassen, Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen. Ich habe ein Unrecht begangen, ich muß daher auch versuchen, es wieder gut zu machen. Ich habe bei Ihnen einen Mann Namens Dufresne eingeführt . . . Gott! wie bereue ich das, aber damals hielt ich ihn noch für unfähig, das Zartgefühl zu verletzen. Eine unselige

Leidenschaft hatte mich lange Zeit verblindet; jetzt aber kann ich an der abscheulichen Wahrheit nicht mehr zweifeln. Dieser Dufresne ist ein Schurke und jeder Ehrlosigkeit fähig ... Ich habe nur zu viele Beweise von der Niederträchtigkeit seines Charakters. Er hat mich von allem entblößt, was ich besaß; aber ich beklage weniger den Verlust meines Vermögens, als von ihm so schändlich betrogen worden zu sein. Spiel, Ausschweifung, kurz alle Laster liebt er und versteht sich auf die Kunst, seine niedrigen Leidenschaften zu verbergen. Ich wage nicht alles zu sagen, was ich weiß, aber ich beschwöre Sie, ohne Aufschub die Verbindung, in der er mit Ihrem Manne steht, abubrechen, oder fürchten sie alles von den Rathschlägen eines Ungeheuers, dem nichts heilig ist.

Wittwe Dolban."

Adeline schaudert, ihre Seele ist von Schrecken ergriffen, sie liest die unglücklichen Zeilen noch einmal, erhebt ihre mit Thränen erfüllten schönen Augen zum Himmel und klagt: „Das ist also der Mann, wegen dessen Eduard sich mit meiner Mutter entzweit hat, der sein Rathgeber, sein Vertrauter, sein Freund ist! O Gott! welche Zukunft steht mir bevor! wie kann ich dem Uebel vorbeugen? Mein Mann hört nicht auf mich, verwirft meinen Rath, ist taub für meine Bitten ... Aber meine Thränen werden ihn erweichen ... Nein, Eduard hat kein schlechtes Herz, er liebt mich noch, er wird seine Adeline nicht von sich stoßen; ich werde ihn im Namen unsers Kindes

beschwören, mit einem Mann zu brechen, der ihn ins Unglück stürzt ... Dieser Brief, hoffe ich, wird ein genügender Beweis sein; er wird die Augen öffnen und einen Umgang aufgeben, der mir schon so viele Qualen bereitet hat."

Diese Gedanken beruhigen Adelinens Schmerz etwas; fest entschlossen, ihrem Manne den Brief sogleich bei seiner Rückkehr zu zeigen, nimmt sie sich vor, ihn zu erwarten. Er kann ja nicht mehr lange ausbleiben, es ist ja schon spät; es bedarf ja nur noch einer kurzen Zeit des Muthes. Arme Frau! wenn sie wüßte, was ihren Mann jetzt beschäftigt, während sie traurig und verlassen, allen Qualen der Angst, der Unruhe und der Eifersucht preisgegeben ist! Du, die im Buche des Schicksals zu lesen dich bemühest, wie höchst beklagenswerth wärest du, wenn du den Schleier lüften könntest, der dir die Wahrheit verhüllt! ... Die Täuschung wurde zum Glück der Sterblichen erfunden! sie ist beinahe eben so wohlthätig als die Hoffnung.

Die junge Frau sucht sich mit Plänen für die Zukunft die Zeit zu vertreiben. Sie sieht mit Entzücken der schönen Jahreszeit entgegen; bald wird man wieder aufs Land ziehen können; sie war ja anfangs ihrer Ehe daselbst so überaus glücklich, daß sie sich schmeichelt, dort das Glück wieder zu finden, das ihr in Paris fremd geblieben ist. Eduard wird sie begleiten, seine Pläne, seine Sucht nach glänzenden Geschäften aufgeben und völlig mit dem treulosen Dufresne brechen. Nichts wird dann ihre Zufrieden-

heit stören und ihre Mutter wird wieder bei ihnen wohnen. Die kleine Ermance wird unter den Augen ihrer Eltern aufwachsen und sie lieben und schätzen lernen. Welch eine glückliche Zukunft!... Wie kurz wird da die Zeit erscheinen! wie herrlich soll sie angewendet werden!...

Adelinens Herz fühlt sich bei dem reizenden Gemälde ihrer Phantasie erleichtert... aber die Uhr schlägt... sie sieht auf den Zeiger und seufzt... die Träume des Glücks verschwinden und die kalte Wirklichkeit umfängt sie wieder.

So bemühen sich die Unglücklichen, sich selbst zu betrügen und sich ihre eigenen Schmerzen zu verbergen. Der, welcher die Geliebte seines Herzens verloren hat, kann ihr Bild nicht aus seinem Gedächtniß entfernen; er sieht sie unaufhörlich vor sich, spricht zu ihr, versetzt sich mit ihr in die glückliche Vergangenheit, an die Orte, welche die Zeugen seiner entflohenen Freuden waren; er hört ihre zarte Stimme, die Bekenntnisse ihrer Liebe, er erinnert sich jeder traulichen Unterredung, er glaubt ihre Hände noch in der seinigen zu halten, er sucht ihre brennenden Lippen, von denen er die süßeste Wonne sog; aber die Täuschung hört auf, sie ist nicht mehr da, und welche schreckliche Leere, welche um so grausamere Existenz wird dann sein Loos!...

Abeline hat der Wechsel von Furcht und Hoffnung lebhaft in Bewegung gebracht; zwanzigmal setzt sie sich an die Wiege ihres Kindes und eben so oft läuft sie ans Fenster und horcht ängstlich auf das leiseste

Geräusch, aber nur dann und wann hört das Rollen einiger Wagen die Ruhe der Nacht; jedesmal, wenn sie etwas hört, klopft ihr Herz gewaltig... das ist mein Mann... ja... er ist's... der Wagen kommt näher, aber er fährt vorüber, ohne anzuhalten.

Viele Stunden sind so vergangen. Die Kälte der Nacht, die Ermattung vom Wachen umschleiern Adelines Sinne. Trotz ihres Wunsches, Eduard zu erwarten, fühlt sie, daß sie dem überwältigenden Schlaf nicht länger widerstehen kann und entschließt sich endlich, sich niederzulegen, aber auf den Tisch vor ihrem Bette legt sie den Brief der Madame Dolban; sie will ihn nahe bei sich haben, um ihn sogleich ihrem Gemahl zeigen zu können. Von diesen kostbaren Zeilen erwartet sie ja ihre Ruhe, ihr Glück.

Sie zündet die Nachtlampe an, die jede Nacht ihr Schlafzimmer erhellt und legt sich endlich, obgleich ungerne, nieder; aber es ist ihr ganz unmöglich, länger wach zu bleiben, die Müdigkeit siegt über die Unruhe, die Augenlider schließen sich und sie schläft fest ein.

Eine Stunde etwa mag Adeline geschlafen haben, als ein ziemlich lautes, durch den Fall eines Stuhls veranlaßtes Geräusch sie plötzlich erweckt; sie öffnet die Augen, kann aber nichts erkennen, die Lampe ist ausgelöscht; sie macht eine Bewegung, um aufzustehen, aber ein Arm umfängt ihren Leib, hält sie zurück und verschließt ihren Mund mit Küssen. Adeline weiß, daß Niemand als ihr Mann den Schlüssel zu ihrem Schlafzimmer hat, kein Anderer kann bis zu ihr dringen, es ist also Eduard, der vor ihr steht.

„Ach, mein Freund, wie lange habe ich Dich erwartet; ich wünschte so sehr Deine Gegenwart, Dich zu sprechen... wenn Du wüßtest!... Ich habe einen Brief von Madame Dolban erhalten... die arme Frau!... sie ist sehr unglücklich!... Du wirst Dich überzeugen, daß ich mich hinsichtlich Dufresne's nicht geirrt hatte... o, der Bösewicht!... Er ist ein sehr gefährlicher Mensch, er ist, sagt sie, zu Allem fähig! er hat sie ruinirt... er fröhnt allen Lastern... Lieber Eduard, ich bitte Dich, gehe nicht mehr mit dem Menschen um... er würde Dich unglücklich machen. Du wirst nicht mehr sagen, daß das Hirngespinnste sind... Da... dort auf dem Nachttisch liegt der Brief; wenn die Lampe nicht ausgelöscht wäre, solltest Du ihn auf der Stelle lesen.“

Sie will aufstehen, um die Nachtlampe wieder anzuzünden, aber die Liebe hält sie zurück; gern gibt sie nach, denn sie hat ja ihren Eduard wieder; der gehabte Kummer ist nur noch ein Traum, das innigste Freudengefühl hat ihn verbannt... So vergeht unter Liebeständeleien und ihren Herzensergießungen die Zeit, ein schwacher Tageschimmer dringt bereits durch die Fenstervorhänge, ihre Seele ist noch voll Entzücken. Sie wendet den Kopf, um ihren Gemahl auf dem Stuhl vor sich zu betrachten, aber ein Schrei des Entsetzens entfährt ihr... sie zittert, will ersticken; ihre Augen stehen starr... ihr Herz hört auf zu schlagen. Es ist Dufresne, den sie erblickt... ihm, und nicht ihrem Eduard hat sie ihr Herz ausgeschüttet. Der Schrei der jungen Frau rührt Dufresne nicht;

er sieht sie mit einem teuflischen Lächeln, einer barbarischen Freude an; Adelinen scheint das Leben entflohen, sie ist wie vernichtet; er will sie umarmen, aber ihre Seele kehrt wieder zurück, sie nimmt alle ihre Kräfte zusammen, stößt das Ungeheuer von sich, springt auf, wirft einen Mantel um, und die Festigkeit ihrer Haltung, der Stolz in ihrem Blick scheinen jedem neuen verrätherischen Versuche widerstehen zu können.

Dufresne beobachtet ein augenblickliches Stillschweigen, dann sagt er mit spöttischem Lächeln: „Wie, Madame, wozu der Widerstand... keine Affektation!... In der That, jetzt wäre sie nur kindisch!... Ihr Stolz ist gegenwärtig gar nicht am Platze!... Ohne weitere Umstände glauben Sie mir und lassen uns Frieden schließen... Ich verspreche Ihnen, Ihr Mann soll von meinem Besuche nichts erfahren... Uebrigens kann ich Sie versichern, daß er eine Andere liebt; Sie haben sich also gegenseitig keine Vorwürfe zu machen.“

Dufresne macht einige Schritte, sich ihr zu nähern, sie weicht aber mit Abscheu zurück, wehrt ihn ab und scheint mit übernatürlichen Kräften begabt; von ihrem Rufen nach Eduard hallt das Zimmer wieder. Dufresne läßt nach, denn er überlegt, daß auf das laute Geschrei der jungen Frau die Dienerschaft, sowie sie es gehört, herbeieilen könnte und das alle seine Pläne zerstören würde. Wider Willen muß er sich daher von Adelinen trennen, aber Zorn und Wuth leuchten aus seinen Blicken. Er ergreift den Brief der Madame

Dolban und zeigt ihn der Geängsteten, die jetzt nur damit beschäftigt ist, seinen Anfällen Troß zu bieten.  
 „Das ist ja, sagt er mit höllischer Ironie, das Schreiben, wovon Sie so viele Vortheile zu ziehen hofften... Sie verwerfen, verabscheuen meine Liebe... so zittern Sie denn vor meinem Haß und meiner Rache. Den Brief nehme ich mit mir; Madame Dolban soll fernerhin nicht mehr an Sie schreiben.“

Bei diesen Worten eilt Dufresne aus Adelinens Zimmer.

